

Geschichte der Pharmazie

DAZ Beilage | Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

„Nocturno vulnere cesus“

Der einer Bluttat erlegene Apothecarius Johann Schwitzer und sein Grabmal im Kreuzgang des Mainzer Doms

Klaus Mayer | Am Vorabend des Allerheiligentages 1472 erlag der Mainzer Apothecarius Johann Swytzer von Bobenberg (Johann Schwitzer von Bamberg) den Folgen einer Verwundung, die ihm in der Nacht zuvor durch eine Stichwaffe zugefügt worden war. Der Tat bezichtigt wurde der Domkantor Ewald Faulhaber von Wächtersbach, der in einem lang sich hinziehenden Streit eine Verurteilung letztlich abwenden konnte. Der gewaltsame Tod des Apothecarius, der im Kreuzgang des Doms beigelegt wurde, führte zu erheblicher Unruhe in der Mainzer Bürgerschaft. Eine Grabplatte, die sich noch heute im Domkreuzgang befindet, erinnert an die Bluttat.

Die ungesühnte Tat, der ein unbescholtener Bürger zum Opfer fiel, hat über die Jahrhunderte hinweg vielfältigen Niederschlag in der Historiographie der Stadt und des Bistums Mainz gefunden und war Thema der Ende 2015 durchgeführten Sonderausstellung „Schrei nach Gerechtigkeit“.¹ Die Präsentation zur Vorgeschichte der Reformation im Mittelrheingebiet fand in den am Kreuzgang gelegenen ehemaligen Kapitelsälen statt, und damit an dem Ort, an dem seinerzeit die Domkapitulare den Fall Faulhaber verhandelten. In die Exponate einbezogen

war auch die im Boden des Kreuzgangs eingelassene Grabplatte des Apothecarius Schwitzer, die damit einen integralen Teil der Ausstellung bildete.

Der aufsehenerregende Fall, seine juristische Behandlung und die Reaktionen der Mainzer Bevölkerung werfen ein Schlaglicht auf die Lebenswelt des ausgehenden Mittelalters, das sich in einer Phase politischen und sozialen Umbruchs befand. Machtpolitische und mit Waffengewalt ausgetragene Auseinandersetzungen um die Besetzung des erzbischöflichen Stuhls und der damit einhergehende Verlust von städtischer Autonomie und bürgerlichen Rechten führten zu einem ängstlich-resignativen Klima, das jedoch in Aufruhr umschlagen konnte.² Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund werden Tat und Strafverfahren dargestellt. Darüber hinaus gibt der Fall Anlass, den Stand der Entwicklung des Apothekerberufs in Mainz in den Blick zu nehmen und der Frage nachzugehen, ob der in den Quellen als ‚Apothecarius‘ angesprochene Johann Schwitzer als Apotheker im Sinne des heutigen Begriffsverständnisses gelten kann.³

Quellen und Methoden

Aufschluss über die an Schwitzer begangene Gewalttat und den sechs Jah-

EDITORIAL

Kalenderknechte

„Sie Kalenderknecht“ schimpfte seinerzeit ein misslauniger Heidelberger Gelehrter, der außer Weihnachten und Ostern nur die Daten des Semesteranfangs und -ende kannte. War ihm doch die „Geschichte der Pharmazie“ wegen der unter „Persönliches“ rubrizierten Glückwünsche und Nachrufe unangenehm aufgefallen, was ihn aber nicht daran hinderte, von Zeit zu Zeit in dem Blatt zu publizieren. Als reinem Textwissenschaftler war es ihm kaum verständlich zu machen, warum biographische Studien in der Pharmaziegeschichte notwendig sind. Denn anders als in den Literaturwissenschaften sind die Lebensdaten, die Schicksale und Leistungen der Apotheker und Pharmazeuten oftmals unbekannt. So dienen „Kalenderknechte“ auch und vor allem der Mnemosyne, dem Erinnern und Bewahren vor dem endgültigen Vergessen. Gewiss vermögen die Nachgeborenen und auch noch die darauffolgende Generation sich zu erinnern, doch werden all diese Erinnerungen – und das kennt man aus der nicht schriftlich festgehaltenen Familiengeschichte – verblassen und verwischt. So bedarf es des Biographen, um, wie in dieser Ausgabe am Beispiel des 100-jährigen Geburtstags von Rudolf Schmitz, Gründer des Instituts für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg, gezeigt wird, Lethe nicht die Herrschaft zu überlassen.

W.-D. Müller-Jahncke



Deutscher
Apotheker Verlag

re andauernden Rechtsstreit, der zuletzt auch an der Rota Romana (Appellationsgerichtshof des Heiligen Stuhls) anhängig war, geben vor allem die Protokolle des Mainzer Domkapitels, die für den Zeitraum 1450–1818 erhalten geblieben sind und sich im Bestand des Staatsarchivs Würzburg befinden. Für den hier relevanten Zeitraum 1450–1484 liegen die Protokolle in Form eines Regestenwerks vor, das für diese Arbeit ausgewertet wurde.⁴ Berücksichtigt wurden zudem die für den Untersuchungszeitraum vorliegenden vatikanischen Regesten des ‚Repertorium Germanicum‘ (bis 1471) und des ‚Repertorium Poenitentiariae Germanicum‘, in denen die auf den deutschsprachigen Raum sich beziehenden Betreffe aus den Registern und Kameralakten des Vatikans und des päpstlichen Buß- und Gnadenamts (Pönitentie) dokumentiert und mittlerweile auch über eine Datenbank recherchierbar sind.⁵ Über die Entwicklung des Apothekenwesens geben vor allem im Stadtarchiv Mainz erhaltene Archivalien sowie die erzbischöflichen Ingrossaturbücher (Register über ausgehende Korrespondenz und ausgestellte Urkunden des Kurstaates) Auskunft, die ebenfalls als Regesten über Datenportale zugänglich sind. Auf frühneuzeitliche Quellen- und Urkundensammlungen (diplomatische Kodizes) sowie weitere Dokumente und Sekundärliteratur – vieles davon heute ebenfalls als Digitalisat verfügbar – wird an betreffender Stelle verwiesen. Zum besseren Verständnis der regionalgeschichtlichen Gegebenheiten sei zunächst eine kurze Darstellung der verwickelten Herrschaftsverhältnisse in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorangestellt.

Stadt und Erzstift in unruhigen Zeiten

Unter den Kurfürsten des Heiligen Römischen Reichs nahm der Mainzer Kurfürst eine herausgehobene Stellung ein. Als Erzbischof und Metropolit stand er der größten Kirchenprovinz des Reichs vor, in weltlicher

Funktion war er Erzkkanzler des Reichs und Landesherr des Kurfürstentums, dessen unzusammenhängende Territorien jedoch nicht deckungsgleich mit dem Erzbistum und deutlich kleiner waren. Zudem war die Landesherrschaft stark zersplittert, was genügend Anlass für regionale Konflikte bot. Ähnlich konfliktträchtig war auch die Situation der ihre Autonomie verteidigenden Städte, die im Zuge der Umbildung des Kurfürstentums in einen frühmodernen Territorialstaat den damit verbundenen machtpolitischen Zentralisierungstendenzen entgegenstanden.⁶ In Mainz, das sich zu den Freien Städten des Reichs zählte, obwohl die Erzbischöfe wichtige Rechte für sich reservieren konnten, kam es durch eine lange Phase von Auseinandersetzungen zwischen Patriziat und Zünften, in der ein Teil der Oberschicht die Stadt verließ, sowie durch hohe Verschuldung zu einer Erosion des Einflusses der Bürgerschaft auf die Geschicke ihres Gemeinwesens. Zum endgültigen Verlust städtischer Freiheit führte die Parteinahme im Rahmen der sogenannten Mainzer Stiftsfehde, bei der sich die Mainzer auf die Seite des von Papst Pius II. (Pontifikat 1458 bis 1464) abgesetzten Erzbischofs Diether von Isenburg (reg.

1459–1461/63 u. 1475–1482) stellten, der seine Position nicht zu räumen gedachte. Adolph II. von Nassau (reg. 1461–1475), auf Betreiben des Papstes zum Nachfolger bestimmt, sah sich daher zum Ergreifen militärischer Mittel veranlasst und schmiedete eine Koalition gegen Diether von Isenburg, der seinerseits mit dem Pfalzgrafen Friedrich I. (reg. 1451–1476) verbündet war. Entscheidend in der Auseinandersetzung der beiden Kriegsparteien war schließlich die handstreichartige Einnahme der Stadt Mainz am 28. Oktober 1462. Ob dabei Verrat eine Rolle gespielt hat, ist umstritten.⁷ Ricarda Huch (1864–1947), Schriftstellerin und Verfasserin historischer Werke, berichtet von einer kleinen Gruppe von Bürgern und Domherren, darunter Ewald Faulhaber, mit deren Hilfe es gelungen sei, in die Stadt einzudringen.⁸ Jedenfalls mussten die Bürger insgesamt einen hohen Preis für ihre Parteinahme zugunsten Diether von Isenburgs zahlen. Viele verloren ihr Leben, seine Anhänger wurden verbannt, die restliche Bürgerschaft, deren Besitz geplündert wurde, musste dem siegreichen Adolph II. von Nassau huldigen, während dessen Parteilänger mit Konfiskationen entschädigt wurden. Die Befehlsgewalt über die Stadt ging auf einen adligen Haupt-



Abb. 1: Wappen der Erzbischöfe Adolf II. von Nassau und Diether von Isenburg im Langhaus des Mainzer Doms

mann und Schwager Adolphs über, städtische Freiheiten, kommunale Selbstverwaltung und Bürgermeisteramt wurden aufgehoben. Die Stiftsfehde endete schließlich im Jahr 1463 mit dem Amtsverzicht Diether von Isenburg, dem dafür Ländereien des Erzstifts als eigene Herrschaft übertragen wurden.

Nach einer Phase, in der die Bürger als Besiegte eine fast rechtlose Stellung zu ertragen hatten, kam es ab 1468 mit der Ausstellung eines „Freiheitsbriefs“ zu einer ersten Konsolidierung der Verhältnisse „unter dem Krummstab“, wobei gleichzeitig eine Mitherrschaft des Domkapitels über die Stadt festgeschrieben wurde. 1475, drei Jahre nach dem gewaltsamen Tod des Apothecarius Schwitzer, verstarb Adolph II., zu dessen Nachfolger das Domkapitel – gegen den Willen des Papstes, aber von ihm später dennoch anerkannt – erneut Diether von Isenburg wählte, was dazu führte, dass die zuvor abgetretenen Ländereien an Mainz zurückfielen. Damit war die territoriale Integrität des Erzstifts, wie sie vor Beginn der Stiftsfehde bestand, wiederhergestellt. Im Gegenzug musste Diether von Isenburg die Stadtherrschaft dem Domkapitel ganz übertragen. Diese Regelung erwies sich jedoch nur von kurzer Dauer: Im nächsten Jahr (1476) kam es zu zwei Aufstandsversuchen der Bürgerschaft gegen das ungeliebte Regime der Domherren, die jedoch von Diether von Isenburg rasch niedergeschlagen werden konnten. Der Rädelsführer des zweiten Aufstands, ein Schuster, wurde enthauptet, aber auch das Domkapitel hatte einen Preis zu zahlen und musste dem Erzbischof für die in Anspruch genommene Hilfeleistung die Oberhoheit über die Stadt abtreten.⁹

Johann Schwitzer „apothecarius sive institutor“

Nach Beendigung der Stiftsfehde und der allmählichen Rückkehr zur innerstädtischen Normalität wird sich Johann Schwitzer (Swyczer von Bobenberg) auf den Weg nach Mainz gemacht haben, um sich dort nieder-

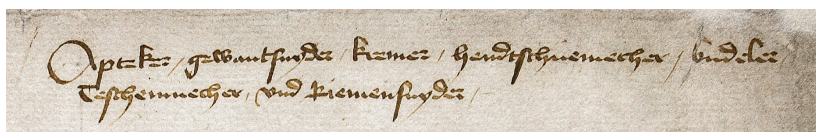


Abb. 2: Liste der Krämer (Apteker, Gelbantsnyder, Kremer, Handtschuemacher, Bude-ler, Taschenmacher und Riemensnyder) im sogenannten Alten Zunftbuch von 1468 (Ausschnitt)

zulassen. Sein auf Bamberg hinweisender Namenszusatz und die weiterhin nach dort bestehenden familiären Beziehungen lassen keinen Zweifel daran, dass er Mainzer Neubürger war. Ein Verwandtschaftsverhältnis zu einem namensgleichen Berthold Swyczer, der in einer Urkunde aus dem Jahr 1340 als Krämer (institutor) in Paradyso erwähnt wird, ist insoweit unwahrscheinlich.¹⁰ Mainz lag nach den Wirren der Stiftsfehde wirtschaftlich danieder. Die Einwohnerschaft war geschrumpft, viele Häuser zerstört, viele Läden abgebrannt. Um den Niedergang aufzuhalten, verfügte Erzbischof Adolph II., dass jeder niederlassungswillige Handwerker Bürgerrecht bekam und in eine Bruderschaft aufgenommen wurde, selbst wenn er mit persönlichen Makeln, die ihm in früheren Zeiten den Zugang verwehrt hätten, behaftet war. Die Bruderschaften waren die ihrer stadtpolitischen Machtstellung beraubten Nachfolger der Zünfte, deren einstige Autonomie in dem sich unter Adolph II. formierenden Territorialstaat ebenso wenig geduldet werden konnte wie eine Mainzer Rats Herrschaft.¹¹ Auskunft über die Mitglieder der Bruderschaften gibt das sogenannte Alte Zunftbuch, das um 1468 angelegt wurde. Die „Apteker“ werden zusammen mit den Gelbbandschneidern, Handschuh-, Beutel- und Taschenmachern sowie den Riemenschneidern in der Liste der Krämer aufgeführt.¹² Was wie ein Sammelsurium an Berufen anmutet, war tatsächlich die angesehenste und größte Bruderschaft. Den „Apothecarii“ scheint insoweit eine Sonderstellung eingeräumt gewesen zu sein, da sie als einzige mit ihrer Berufsbezeichnung aufgelistet sind. Unter den fünf namentlich Genannten befindet sich auch ein „Johannes apteker“. Die-

ser könnte durchaus mit Johann Schwitzer zu identifizieren sein, denn ein weiterer, in einer Urkunde vom Dezember 1468 erwähnter Johann Ap-tecker, der eine „Aptegken“ in Domnähe direkt am Ausgang des „Höfchen“ genannten Platzes bewohnt hatte, war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben.¹³

Über das Leben von Johann Schwitzer ist nur wenig bekannt. Die Namen seiner in Bamberg verbliebenen Angehörigen erfährt man aus den Protokollen in der Prozesssache. Danach mussten sich sein Vater Hans und der Bruder Michael, zu späterem Zeitpunkt auch der Bruder Otto, in dieser Angelegenheit eigens von dort nach Mainz begeben. In einer schriftlichen Eingabe, die das Tatgeschehen ausführlich darlegte und dem Kapitel anlässlich der Sitzung vom 23. Dezember 1472 zur Kenntnis gebracht wurde, bezeichnen sie ihn als „apotheker und burger zu Mencz“. Aktenkundig wird darin auch der Name seiner Frau Margaret, „unseres sones und brueders eliche huszfrauwe“. Allerdings muss die Frage einer beruflichen Einordnung Johann Schwitzers als „apothecarius sive institutor“ oder doch schon als Apotheker im Begriffsverständnis der Frühen Neuzeit offenbleiben. Denkbar wäre immerhin, dass er mit apothekerlichen Vorkenntnissen nach Mainz kam, denn in Bamberg existierte bereits eine im Jahr 1455 auf Veranlassung des Fürstbischofs errichtete Apotheke, mit deren Leitung ein „gesworen Appoteker“ betraut war.¹⁴ Klarere Verhältnisse ergaben sich für Mainz erst mit der Konsolidierung des Kurstaats, in dem das Medizinalwesen neu geregelt und in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eine Apothekerordnung erlassen wurde.¹⁵

Die Sonderstellung des Domkapitels

Wie die Stiftsfehde zeigt, hatte das Domkapitel innerhalb des Erzstiftes eine besondere Macht- und Rechtsstellung. Im Verlauf des Mittelalters war aus der an der Kathedralkirche zusammenlebenden Gemeinschaft von Domherren (Kanonikern) mit vorwiegend liturgischen Pflichten eine autonome Körperschaft geworden, die unter dem Aspekt einer mit eigenständiger Vermögensmasse ausgestatteten Institution zur Sicherung des Lebensunterhaltes ihrer Mitglieder auch als Domstift in Erscheinung trat. Das Mainzer Kapitel war im Besitz umfangreicher Ländereien, über die, wie etwa im Fall von Stadt und Amt Bingen, auch eine territoriale Mitherrschaft ausgeübt wurde. Die Mitglieder des Kapitels (Kapitulare), deren Zahl auf 24 begrenzt war, nahmen oftmals, gewissermaßen als Spitzenbeamte, hohe kirchliche und weltliche Ämter im Erzbistum wahr, während sie sich in ihren ursprünglichen Aufgaben durch Vikare vertreten lassen konnten. Vornehmstes Recht des Kapitels war die Wahl des Erzbischofs und die Führung von Erzbistum und Erzstift in Zeiten der Nichtbesetzung des erzbischöflichen Stuhls (Sedisvakanz). Die Kapitulare rekrutierten sich seit dem Spätmittelalter aus dem Adels- oder Ritterstand und wurden durch

Zuwahl aufgenommen (Kooptationsrecht). Mindestvoraussetzung war die sogenannte Ritterbürtigkeit, für die eine ritterliche Abstammung nachzuweisen war (Ahnenprobe). Innerhalb des Mainzer Kapitels gab es eine hierarchische und funktionale Differenzierung: An der Spitze standen die „Dignitäre“ Probst, Dekan, Kustos, Scholaster sowie der Domkantor, welcher für den liturgischen Gesang verantwortlich war und auch als Domsänger bezeichnet wurde. Unterschiede gab es auch hinsichtlich des Weihegrades. Da die früheren Altaraufgaben weitgehend entfallen waren, galt der Empfang der Priesterweihe nicht mehr als unabdingbar und es genügte – je nach Stellung im Kapitel – die Weihe zum Subdiakon (die noch nicht unwiderrufbar zum Zölibat verpflichtete) oder Diakon sowie ein zweijähriges Studium (Biennium). Ebenso entfiel für die Kapitulare, mit Ausnahme des Scholasters und des Kantors, die Residenzpflicht am Bischofssitz. Der Umstand, dass mit dem Eintritt in ein Kapitel auch die Einsetzung in eine der einträglichen Domherrenpfründen (Präbenden) verbunden war, machte das Amt für den Adel, dem damit eine Möglichkeit offenstand, seinen nachgeborenen Söhnen ein standesgemäßes Leben zu sichern, besonders attraktiv. Auch bestand eine Tendenz, die höheren Weihen möglichst lange hinauszuzögern oder auch zu



Abb. 4: Habitus eines Domherrn: Epitaph des Scholasters Volpert von Ders im Kreuzgang des Mainzer Doms. Kelch und über dem Haupt schwebender Hut als Insignien des Priestertums und der Würde eines päpstlichen Protonotars

umgehen, um so die „Präbendenfrüchte“ zu genießen und dann gegebenenfalls das Kapitel wieder verlassen und heiraten zu können. Von dieser Möglichkeit wurde vor allem aus dynastischen Gründen Gebrauch gemacht, wenn nach Wegfall des erstgeborenen Sohnes keine weiteren männlichen Nachkommen mehr vorhanden waren.¹⁶ Stellte das Domkapitel in seiner spätmittelalterlichen Ausformung somit vorrangig eine Institution der Versorgung überzähliger männlicher Adelsangehöriger und der Vergabe von Karrierechancen dar, so braucht es nicht zu verwundern, dass seine Mitglieder eher weltlich-adligen Verhaltensmustern verhaftet blieben als ein frommes Leben zu führen.¹⁷

Ewald Faulhaber von Wächtersbach, Domkantor zu Mainz

Das fränkische Niederadelsgeschlecht der Herren von Wächtersbach und Orb, dem Ewald Faulhaber (alte Schreibung: Ewalt Fulhaber) entstammte, war seit dem Ende des 13. Jahrhunderts im Gebiet des heutigen



Abb. 3: Einstiger Kapitelsaal des Mainzer Doms

Wetterau- und Main-Kinzig-Kreises ansässig und erlosch zu Beginn des 17. Jahrhunderts.¹⁸ Das Geburtsdatum von Ewald Faulhaber ist nicht bekannt, es lässt sich aber ansatzweise rekonstruieren. Die älteste Spur liefert ein Dokument aus dem Jahr 1441. Darin wird die Erstattung eines Betrags von 80 Gulden quittiert, die Ewald Faulhaber zu Lebzeiten des Mainzer Erzbischofs Konrad III. (reg. 1419–1434) erhalten hatte.¹⁹ Wie die nachfolgenden biographischen Daten nahe legen, muss diese Zuwendung bereits während seiner Kindheit erfolgt sein. Ewald Faulhaber wurde am 9. Dezember 1437 als Kanoniker in das zum Erzbistum Mainz gehörende Aschaffener Kollegiatstift aufgenommen und in eine Pfründe eingesetzt.²⁰ Als Kanoniker galten sowohl Kapitulare als auch Domizellare (Anwärter auf eine Kapitelstelle). Für diese war im Aschaffener Stift kein bestimmtes Mindestalter vorgeschrieben, „weßhalb sogar Knaben von 7 und 8 Jahren Canonikate erhielten“.²¹ Ausweislich der Matrikel der Universität Heidelberg wurde Faulhaber während seiner Zeit als Aschaffener Stiftsherr für ein Studium des kanonischen Rechts freigestellt, das er im Sommer 1442 bei einem Magister Johannis de Aureo cippo de Spira (Seiler zum Guldenkopf von Speyer) aufnahm.²² Zu Beginn dieses höheren Studiums, dem ein „Grundstudium“ der sieben freien Künste vorausgegangen sein musste, dürfte er ungefähr 20 Jahre alt gewesen sein. Geboren wäre er danach um das Jahr 1422.

Wie verschiedene Dokumente aus späterer Zeit zeigen, schloss Faulhaber das Studium mit der Würde eines Doktors des Kirchenrechts (Doctor decretorum, Dr. decr.) ab. Er gehörte damit zur Minderheit der akademisch graduierten Chorherren, deren universitäre Ausbildung sich nicht auf das als Minimalforderung vorgeschriebene Bienenium beschränkte.²³ Einen herausgehobenen Status hatte er zudem als „Priesterkanoniker“, jedoch ist nicht bekannt, wann er die Weihe empfing. Akademische und geistliche Würden waren jedenfalls beste Voraussetzung

für eine Karriere im Dienst der Kirche, die ihm mit der Einsetzung in eine der begehrten Kapitelstellen des Mainzer Domstifts offenstand. Die Aufnahme in das Kapitel erfolgte wahrscheinlich 1451.²⁴ Eine erstmalige schriftliche Erwähnung als Domherr findet sich in einer Urkunde aus dem Jahr 1452, die in den vatikanischen Regesten dokumentiert ist.²⁵ 1469 wurde er zum Kantor ernannt und stieg damit in den Kreis der Dignitären des Domkapitels auf. Die Zulassung erfolgte nicht regulär durch Wahl, sondern aufgrund eines päpstlichen Exekutorialschreibens, das Strafen bei Nichtbefolgung vorsah.²⁶ Die Kantoratsstelle war aber offenbar wenig gefestigt, sodass sie später in Rom verteidigt werden musste.

Als Kapitular und Kantor des Mainzer Domkapitels sammelte Faulhaber Ämter, Ehrenämter und Pfründen und

Familie, aus deren Reihen Papst Pius II. hervorging, dessen Familiar er ebenfalls war.²⁹ Von seinem Nachfolger Sixtus IV. (Pontifikat 1471–1484) erhielt er den Titel eines päpstlichen Protonotars, worauf an späterer Stelle eingegangen wird. Dienste im Auftrag von Kapitel und Erzstift, die sich seine Fähigkeiten in juristischen und Verwaltungsangelegenheiten gern zunutze machten, wusste Faulhaber oft vorteilhaft mit eigenen Interessen zu verknüpfen. Auch im ganz persönlichen Interesse konnte er für sich an höchster Stelle Vorteile herauschlagen. Im Jahr 1461 wurde ihm von der vatikanischen Pönitentiarie „wegen gesundheitlicher Schwächen (infirmities)“ eine Lockerung der Fastenvorschriften zugestanden, die ihm den Verzehr von „Fleisch, Eiern und Laktizinen (Milchprodukte)“ erlaubte.³⁰ Die „infirmities“ kontrastierten durchaus mit

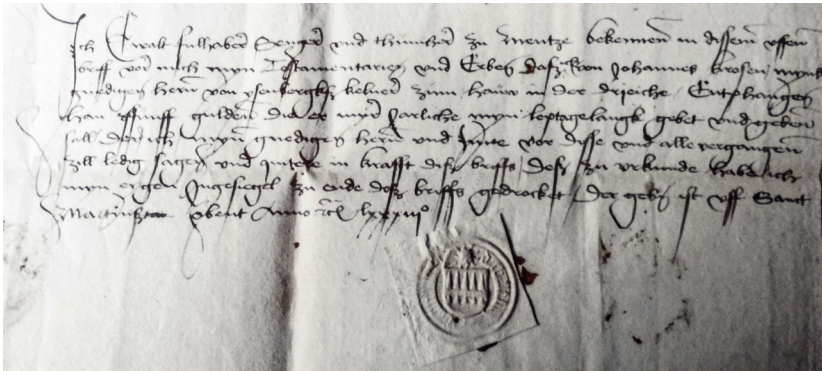


Abb. 5: „Ich Ewald Fulhaber Senger und thumher zu Mentze bekennen ...“. Auf den 10. November 1483 datiertes Dokument, mit dem Ewald Faulhaber dem Grafen von Isenburg-Büdingen den Erhalt eines ihm zustehenden Betrages quittiert. Aufgedrucktes Papiersiegel mit dem Faulhaberschen Wappen

pfliegte Beziehungen zu den Mächtigen seiner Zeit. In der Stiftsfehde stand er auf der Seite Adolphs II. von Nassau, wofür er 1464 „ad dies vitae cum omni usu fructu“, auf Lebtag, mit allen Nutzungserträgen, die Kurie (Domherrenhof) „zum Wydenhof“ erhielt und „anno 1466 curiam zum Isenberg uf dem Brant vor dem Kaufhuß gelegen“.²⁷ Enge Beziehungen bestanden auch zu Kaiser Friedrich III. (1415–1493), der ihn als seinen Familiar und Kaplan bezeichnete.²⁸ Darüber hinaus war er Parteigänger der Piccolomini-

einer „robusten“, der ritterlichen Herkunft geschuldeten Einstellung zum Waffentragen. So erklärte er im Februar des Jahres 1472 in einer ihn nicht unmittelbar betreffenden Angelegenheit („Raufhändel“ mit Körperverletzung unter hochgestellten Persönlichkeiten der Stadt Mainz), dass von einem erzbischöflichen Verbot des Dolchtragens für Domherren und ihr Gesinde nichts bekannt sei.³¹ Noch im Herbst desselben Jahres sollte das Waffentragen bittere Folgen für den Apothecarius Johann Schwitzer haben.

Der an Schwitzer begangenen Bluttat folgten Anklage, Amtsenthebung und langwierige juristische Auseinandersetzungen, nach denen Faulhaber wieder in seine früheren Rechte eingesetzt wurde. Ein Dokument aus dem Jahr 1483 weist in weiterhin als „Senger und thumher zu Mentze“ aus (vgl. Abb. 5).³² In seinen letzten Lebensjahren gelang es ihm aber nicht mehr, die Mainzer Kantorei zu verteidigen oder eine neue gegen Mitbewerber zu erstreiten. Er resignierte zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt als Domkantor, blieb aber weiterhin Mitglied des Mainzer Kapitels.³³ Faulhaber starb am 11. November 1486. Sein Grabmal in der am Domkreuzgang gelegenen Nikolauskapelle, das heute nicht mehr existiert, zeigte den Verstorbenen, das Haupt mit einem Doktorhut bedeckt, in den Händen den Kelch des Priesters haltend.³⁴

Der Tod des Apothecarius Johann Schwitzer

Am Abend des 30. November 1472, zwei Tage vor Allerheiligen, wurde Johann Schwitzer – so berichtet das Kapitelprotokoll vom Folgetag – so schwer verwundet, dass man noch am selben Tag (Vorabend von Allerheiligen) mit seinem Tod rechnen musste. Man sei wegen des Vorfalls ziemlich bestürzt und sehr betrübt („satis perplexi et in magna melancolia“); bis zur Klärung solle sich Faulhaber von Chor und Kapitel fernhalten.³⁵ In der am 23. Dezember von Vater und Bruder Johann Schwitzers überreichten Eingabe findet sich eine Schilderung der Vorkommnisse. Danach geschah die Tat abends gegen acht Uhr umweit der heute nicht mehr existierenden Franziskanerkirche, vor dem Hause Schluchterhenns, dessen „huszfrauwe Kethgen“ im Schriftsatz als Faulhabers Geliebte („buole“) bezeichnet wurde. Nach seiner schweren Verletzung begab sich Schwitzer Hilfe suchend in das Haus eines Meisters Konrad und klagte ihm, „daz her Ewalt Fulhaber, dümher und senger uwers dümstiffes zu Mencz, ine iemerlichen erstochen und hermort habe“. Noch

am selben Abend fand dort eine erste Vernehmung durch den erzbischöflichen Statthalter in Anwesenheit vieler herbeigeeilter Bürger statt. Schwitzer blieb bei seiner Aussage, betonte, dass Ewald Faulhaber die Tat begangen habe und niemand anderes verdächtigt werden solle, legte danach „als ein cristen man“ die Beichte ab und empfing das Sterbesakrament. Am nächsten Tag – Schwitzer hatte die Nacht im Beisein seiner Frau überstanden – kam es nach dem Versuch einer Intervention durch Faulhaber, der mit vier Notaren oder Schreibern im Hause Konrads auftrat, zu einer erneuten Vernehmung, die vom erzbischöflichen Statthalter und einem Stadtrichter in Gegenwart angesehener Bürger kurz vor seinem Ableben durchgeführt wurde. Schwitzer wurde eindringlich ermahnt, angesichts des bevorstehenden Todes niemanden aus Hass, Liebe oder zu dessen Leid der Tat zu zeihen. Er blieb dabei, dass Ewald Faulhaber und niemand anderes ihm das angetan habe und ist auf denselben Abend „balde nach der vesper zyt gestorben und hait die meynunge und worte nye widderuffen“.³⁶ Für den nächsten Tag (Allerheiligen) verzeichnen die Kapitelprotokolle in nüchterner Sprache, der Leichnam des tags zuvor verstorbenen Johannes apothecarius sei während der Feier des Hochamts vor dem Haus der Münzge-

nossenschaft nahe der Domkirche zum Anblick des in großer Zahl herbeiströmenden Volks aufgebahrt und nach der Messe im Kreuzgang besagter Kirche beigelegt worden.³⁷ Tatsächlich kam es aber zu einem Eklat, denn Margaret, Schwitzers Frau, beschrieb den Kantor Ewald Faulhaber in aller Öffentlichkeit als einen Mörder.³⁸ Der Kreuzgang des Mainzer Doms, die an ihm gelegene Memorie und die Nikolauskapelle gehörten, neben dem Dom selbst, zu den Bestattungsorten der Mainzer Domherren, wobei die Lage des Grabes meist auch den Rang des Verstorbenen widerspiegelte. Dass Bürger im Kreuzgang ihre letzte Ruhestätte fanden, scheint eher die Ausnahme gewesen zu sein.³⁹ Umso überraschender ist, dass der Apothecarius Schwitzer dort, gleichsam überstürzt, bereits am Tag nach seinem Tod beigelegt wurde. Hervorgehobener Berufsstatus oder besonderes persönliches Prestige, die ihn für eine solche Grabstätte hätten auszeichnen können, lassen sich hierfür kaum anführen. Vielmehr wollte das Domkapitel mit einem derartigen Privileg wohl der Empörung in der Mainzer Bevölkerung, die sich rasch zu einem Aufruhr hätte auswachsen können, entgegenwirken. Dafür spricht auch die Inschrift der Grabplatte, die wahrscheinlich vom Kapitel in Auftrag gegeben wurde und



Abb. 6: Kreuzgang des Mainzer Doms. Im Vordergrund links die in den Steinboden eingelassene Grabplatte Johann Schwitzers

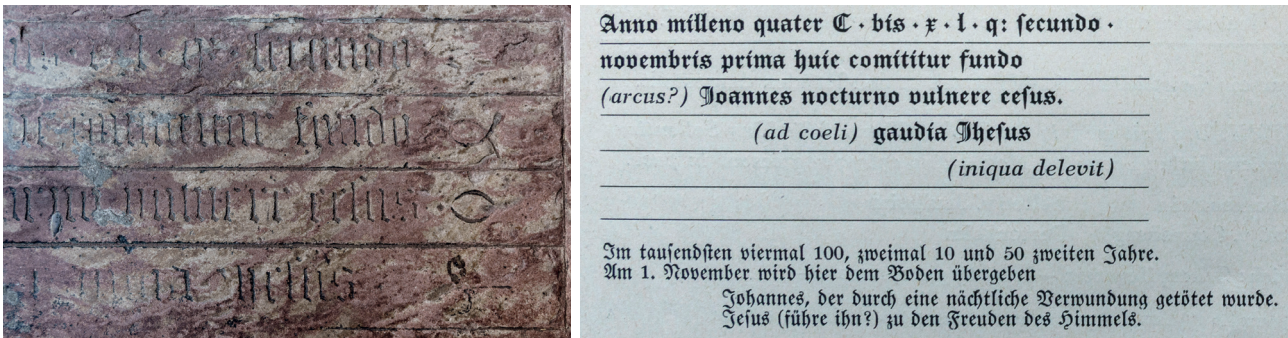


Abb. 7a und b: Grabplatte von Johann Schwitter (Ausschnitt) sowie Text und Übertragung nach F. Arens

sich heute im Südflügel des Kreuzgangs, nur wenig entfernt von ihrem ursprünglichen Aufstellungsort, befindet. Die ca. 220 cm lange und 110 cm breite Platte, aus rotem Sandstein gefertigt und in den Fußboden eingelassen, ist quer laufend mit Zeilen in gotischen Minuskeln beschriftet, die durch Linien voneinander getrennt sind. Das meiste davon ist heute kaum noch lesbar. Doch selbst der Mainzer Historiograph und Inschriftensammler Valentin Ferdinand von Gudenus (1679–1758) konnte schon seinerzeit die Grabtafel nicht mehr vollständig entziffern. Der lateinische Text nach Gudenus und dessen Übersetzung in einem Inschriftenwerk zum Mainzer Dom sind in Abb. 7a und b wiedergegeben.⁴⁰ Auffällig darin ist die etwas kryptische Zeile „Johannes nocturno vulnere cesus“ (durch eine nächtliche Verwundung getötet, einer nächtlichen Verwundung erlegen), die den Sachverhalt zwar erfasst, aber kein Wort zu viel verrät und nichts präjudiziert.⁴¹

Die Causa Faulhaber und ihre Beendigung

Für Kleriker galt das „privilegium fori“, das sie, auch bei Streitigkeiten mit Laien, von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit ausnahm und der geistlichen Jurisdiktion unterstellte. Die Zuständigkeit für das gegen den Kantor Faulhaber eingeleitete Verfahren lag zunächst beim Domkapitel selbst, das Gerichtsstand der Domherren war und dessen Dekan die Disziplinar Gewalt innehatte.⁴² Bereits am Tag nach der Beisetzung trat das Kapitel im

Hause des Dekans zusammen und empfahl dem Scholaster Volpert von Ders (gest. 1478), der zugleich Generalvikar und damit Vertreter des Erzbischofs war, wegen des „großen Ärgernisses und um schlimmere Gefahr abzuwenden“ die Verhaftung des Kantors, die tags darauf erfolgte.⁴³ In der Sitzung vom 23. Dezember 1472 legten Vater Hans und Sohn Michael Schwitter dem fast vollständig erschienenen Kapitel die bereits erwähnte schriftliche Eingabe (Anklageschrift) vor, die verlesen und – soweit es die im Sterbehaus angestellten Verhöre betraf – von dem auch diesmal anwesenden Statthalter Wigand von Selbach bestätigt wurde. Der den beiden Bambergern beigegebene Rechtsbeistand fasste die gegen Faulhaber vorgebrachten Verdachtsgründe in vier Punkten zusammen: a) dass er bereits früher einmal in „Zorn und Grimme“ in das Haus eines Mainzer Bürgers – auch dieser ein Apothecarius, Peter genannt, eingedrungen sei, dessen Magd und Knecht geschlagen und mit einem Messer verletzt habe; b) dass die Anschuldigung seitens des Tatopfers wiederholt vorgebracht und auch nach Beichte und letzter Ölung daran festgehalten wurde; c) dass der Tatverdächtige am Tatort mit einer gespannten Armbrust herumgelaufen sei und d) dass man ihn dort auch „cum cultello“ (mit Messer, Dolch) gesehen habe. Es genüge daher nicht, dass Faulhaber in erzbischöfliche Haft genommen sei, es müsse vielmehr ein förmliches Verfahren eröffnet und für Bestrafung des Exzesses gesorgt werden. Das Kapitel erklärte, es habe sich in dieser Angelegenheit geziemend

und ehrenhaft verhalten und erwarte dies auch vom Erzbischof und seinen Statthaltern. Die Hinterbliebenen des Apothecarius sahen sich jedoch in ihren Erwartungen getäuscht. In der Kapitelsitzung vom 27. März 1473, zu der diesmal der Sohn Otto erschien, wurden von dessen Rechtsbeistand Verfahrensverzögerungen und die merkwürdig leichten Haftbedingungen beklagt. So sei es doch vorgekommen, dass unehrenhafte Personen Zutritt zu dem Gemach der erzbischöflichen Wohnung hatten, in der Faulhaber festgehalten wurde. Den Anklägern wurde daraufhin beschieden, dass der angeklagte Faulhaber nicht in Kapitelhaft, sondern in erzbischöflicher Haft sei und dass man sich selbst „in dissen dingen geborlich und uffrichtig halden“ wolle.⁴⁴ Im Sommer desselben Jahres ging die Causa Faulhaber gewissermaßen an die nächste Instanz, indem Adolph II. das Verfahren an sich zog und drei Richter am erzbischöflichen Stuhl mit der Untersuchung des Falles betraute. Zudem ordnete er Haftentlassung an und bat das Kapitel, dem Angeklagten die Erträge seiner Pfründen (Präbendenfrüchte) auszuhändigen. An der für den 11. Oktober 1473 angesetzten Verhandlung gegen Faulhaber nahm das Domkapitel mit drei Beisitzern teil und auch die beiden Brüder Michael und Otto, die sich im Sommer mit einer weiteren Cedula (Schreiben) dafür eingesetzt hatten, ihrem verstorbenen Vater Recht widerfahren zu lassen, waren, wohl zum letzten Mal, zur Gerichtssitzung nach Mainz gereist. Gehör wurde ihnen aber nicht geschenkt und ihr auf gewöhnlichem

Deutsch abgefasster Schriftsatz („scriptum eorum in vulgari almanico“) wurde nicht zugelassen.⁴⁵ In einer Zeit, in der die Rechtsauffassungen der Bürger noch vom alten, auf germanisches Recht zurückgehenden Stadtrecht geprägt waren, wurde dies als Affront aufgefasst, was in der Bevölkerung zu „großem Geschrei und großer Unruhe“ führte.⁴⁶ Um den Unmut der Mainzer vom Domkapitel möglichst fernzuhalten, beauftragte man den Syndikus des Kapitels mit der Abfassung eines Protestbriefs, der den erzbischöflichen Richtern und dem Volk in lateinischer und deutscher Sprache verlesen wurde. In der Folgezeit lassen die Kapitelprotokolle keine Fortschritte in der Prozesssache erkennen, obwohl der Erzbischof Fleiß obwalten zu lassen versprach, „damit kund und ußfindig werden mögte, wer der seye, der solche Tadt begangen, und den J. Ap. also ermordet habe“.⁴⁷ Die weiteren Auseinandersetzungen konzentrierten sich vielmehr auf die Bemühungen Faulhabers um Aushändigung seiner Pfründenenträge, wobei er die volle Unterstützung des Erzbischofs hatte, der mehrfach Anweisung gab, die Aussetzung aufzuheben. Dem Kapitel, dem es ersichtlich darum ging, Rufschaden zu vermeiden, gelang es, sich dem erzbischöflichen Ansinnen und dem

Druck, den Faulhabers adelige Verwandtschaft ausübte, zu entziehen. Der Fall war weiterhin vorsichtig zu behandeln, und so sah man sich beispielsweise veranlasst, in den Rheingau zu reisen, um den beunruhigten Bürgern darzulegen, dass die Domherren der Meinung seien, „daz sye hern Ewalt by ine zu cappittel oder kore nit liden mogen oder wollen“.⁴⁸ Darüber hinaus versuchte man sich des suspendierten Domherrn, der sich an keine Auflage hielt, mit Chorhut und Chorrock herumstolzierte, als sei nichts geschehen, und die Stadt trotz Verbots verließ, um seinen Geschäften nachzugehen, mit außergerichtlichen Methoden zu entledigen. So wurde mehrfach das in ähnlich unliebsamen Angelegenheiten auch heute nicht unbekannte Angebot einer Permutation (Ämtertausch) gemacht, auf das sich aber weder der Erzbischof noch Faulhaber, der sich seiner Sache sehr sicher sein musste, einließen. Und schließlich wurde die Ritterbürtigkeit Faulhabers angezweifelt, was aber ebenfalls nicht verfiel. Spätestens im Sommer des Jahres 1474 muss der Fall auch an der Kurie in Rom anhängig gewesen sein, denn ein Domizellar (Kapitulanwärter), der um Romurlaub ersuchte, wurde ausdrücklich angewiesen, sich dort nicht in diese Angelegenheit einzumischen

und keinesfalls einen Famulus Faulhabers mitzunehmen. Zu dieser Zeit stand seine Sache in Rom offenbar nicht günstig. So berichtete der Syndikus des Kapitels, Faulhaber, der sich vor dem päpstlichen Kardinallegaten in Speyer rechtfertigen wollte, sei von diesem vor zahlreichem Publikum regelrecht abgekanzelt worden mit den Worten: „Vos male dicitis, quia scimus contrarium. Vos estis scandalum non solum capituli Maguntinum, sed eciam totius cleri Maguntini.“ (Ihr habt falsch gesprochen, denn wir wissen das Gegenteil. Ihr seid nicht nur ein Ärgernis für das Mainzer Kapitel, sondern auch für den gesamten Mainzer Klerus).⁴⁹ Für den Zeitraum von Januar 1475 bis Juni 1477 besteht eine Lücke in der Überlieferung der Protokolle des Domstifts. Allerdings fiel in diese Zeit ein entscheidender Umschwung in der Causa Faulhaber. In Rom war man ihm nun offenbar gewogen, denn er erhielt auf eigenes Ansinnen am 16. Januar 1476 den Titel eines päpstlichen Protonotars und wenige Tage später wurde seinem Ersuchen um Entbindung von der Residenzpflicht stattgegeben, damit er sich den Diensten des Kaisers, eines anderen Fürsten oder seinen Studien widmen könne.⁵⁰ In dasselbe Jahr fiel auch ein einschneidender kaiserlicher Eingriff: Mit einem am 15. Mai 1476 ausgestellten Mandat forderte Friedrich III. Dekan und Kapitel zur Wiedereinsetzung Ewald Faulhabers in seine Pfründen und Nutzungen auf, die man ihm wegen Verdachts auf Totschlag ohne gerichtliche Anordnung und wider alle Billigkeit vorenthalte, und wozu sie bereits von Erzbischof Adolph II. und sogar vom Papst ersucht worden seien. Das mit Strafandrohungen bewehrte Mandat wurde am 17. Juli in Mainz auf offener Straße übergeben.⁵¹ Der erste der beiden im selben Jahr erfolgten Aufstandsversuche Mainzer Bürger, der kurz darauf am 22. Juli ausbrach und gegen das ungeliebte Domkapitel, aus dessen Mitte der suspendierte Kantor hervorging, gerichtet war, drei Tage später aber nach erzbischöflichem Eingreifen niedergeschla-

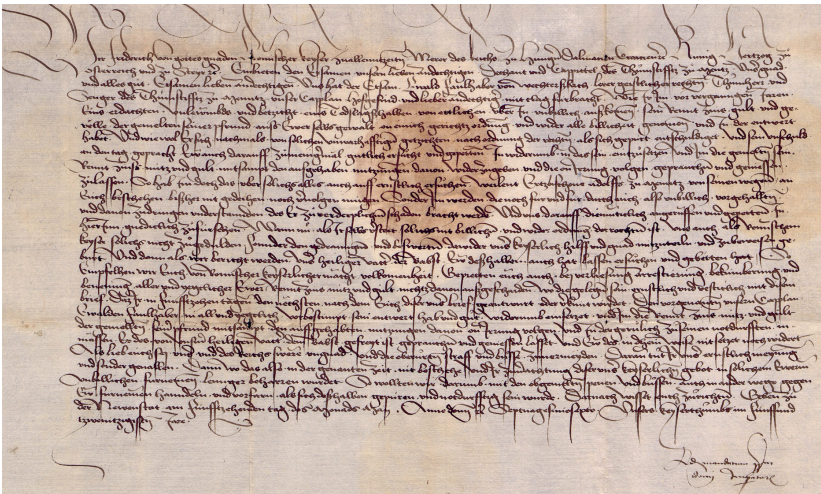


Abb 8: „Wir Friderich von gottes gnaden romischer Keyser zu allenzeiten Merer des reichs ...“. Mandat (Gebotsbrief), mit dem Friedrich III. aus kaiserlicher Machtvollkommenheit Dekan und Kapitel des Mainzer Domstifts anweist, Ewald Faulhaber in seine Pfründe wieder einzusetzen und zu entschädigen. Datierung 1476 Mai 15, Wiener Neustadt.

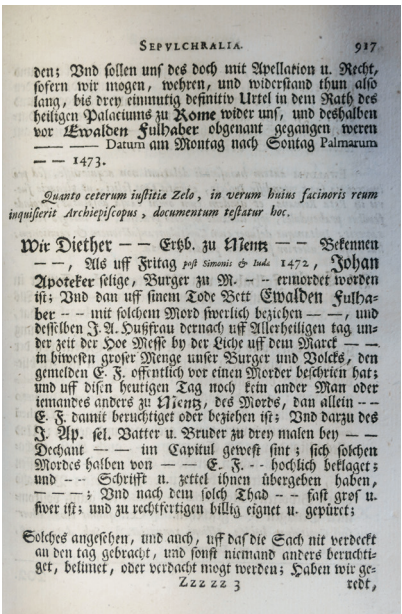
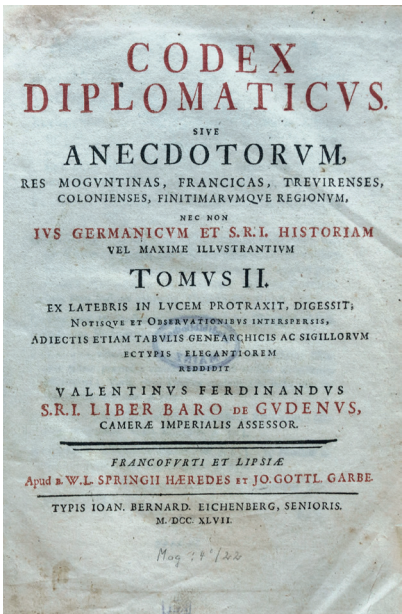


Abb. 9a und b: Valentin Ferdinand von Gudenus: Codex Diplomaticus. Titelseite des 1747 herausgegebenen 2. Bandes und Einzelseite mit der Wiedergabe eines Dokuments, in dem Erzbischof Diether von Isenburg beteuert, er wolle getreuen Fleiß in der Aufklärung der Tat walten lassen.

gen wurde, ist mit diesem Ereignis in Zusammenhang gebracht worden. Die Empörung über die Entwicklung des Falles Faulhaber war demnach Auslöser eines erneuten „Schreis nach Gerechtigkeit“. ⁵² Das letzte bekannte Kapitelprotokoll in der Causa Faulhaber datiert vom Juni 1477 und beinhaltet eine Vollmachtserteilung an den Dekan und den Kustos Rupert Graf von Solms, mit Rom und Faulhaber übereinzukommen. ⁵³ Der angestrebte Ausgleich wurde im September des nachfolgenden Jahres erreicht und von Faulhaber mit einer unter dem Datum vom 1. Dezember 1478 ausgefertigten Urkunde (Charta) förmlich bestätigt. Diese Akte wurde mit einem vorangestellten lateinischen Kommentar in die von Gudenus herausgegebene Urkundensammlung (Codex diplomaticus) aufgenommen. Der Kommentar unterrichtet darüber, dass das vor der Rota Romana geführte Verfahren für Faulhaber einen glücklichen Ausgang genommen habe und er von aller Schuld freigesprochen worden sei. In der Charta selbst erklärt Faulhaber abschließend, es seien ihm, als sich ein Handel (Streit) in der Stadt Mainz begeben habe und er in der Zeit danach seine

Unschuld beweisen musste, Nutzen und Gefälle (Erträge) seiner Kantorei und der Domherrenpfünde vorenthalten worden. Deshalb seien Gebotsbriefe des Pontifex und des Erzbischofs an das Kapitel ergangen; nach Beredung habe er sich mit dem Kapitel und Erzbischof Diether von Isenburg gütlich geeinigt und verglichen. Alle Ausstände und was sonst noch anfiel, seien ihm entrichtet und bezahlt und „also den Gebotten, Monitoriis -- Papalibus ein gantz vollkommen -- Genügen geschehen“. ⁵⁴

Diskussion

In der Mediävistik gilt das Spätmittelalter gemeinhin als eine gewalttätige Epoche. ⁵⁵ Bereits nichtige Anlässe, insbesondere wenn verletztes Ehrgefühl im Spiel war, konnten tätliche Angriffe provozieren. Dies galt nicht nur für Laien, sondern auch für Kleriker, die ebenso Kinder ihrer Zeit waren. ⁵⁶ Allein für den unter das Pontifikat Pius' II. fallenden Zeitraum von 1458 bis 1464 wurden 26 Fälle bekannt, bei denen Kleriker Bittgesuche wegen an Laien begangener Tötungsdelikte an das päpstliche Buß- und Gnadenamt (Pönitentiarie) richteten.

Tötungsverbrechen (im kirchenrechtlichen Sinn) waren nicht nur Mord und Totschlag, sondern auch Anstiftung und Beihilfe dazu sowie Körperverletzung mit tödlichem Ausgang, nur Notwehr war ausgenommen. Tötung (homicidium) hatte die automatische Exkommunikation zur Folge. Priester bedurften über die Absolution hinaus noch einer zusätzlichen Dispens durch die Pönitentiarie, da das Verbrechen sie unwürdig machte, den Altardienst auszuüben oder Sakramente zu spenden. ⁵⁷ Der für Faulhaber so vorteilhafte Ausgang des Verfahrens vor der Rota Romana, durch den er faktisch in den Status quo ante zurückversetzt wurde, ersparte ihm den Bittgang zum päpstlichen Buß- und Gnadenamt. Dass er für die Tatzeit kein Alibi hatte und man keinen anderen Tatverdächtigen fand, war offensichtlich kein Hinderungsgrund für den ergangenen Spruch. Auch wurden, jedenfalls auf der Grundlage der hier gesichteten Quellen, keine Einlassungen vonseiten Faulhabers bekannt, mit denen er seine immer wieder behauptete Unschuld hätte belegen können. Dem Domkapitel, das sich seine eigene Meinung gebildet hatte, wobei Selbstschutz und vielleicht auch ehrliche Entrüstung über die Tat des Mitbruders eine Rolle gespielt haben dürften, gelang es immerhin, Faulhaber sechs Jahre lang aus seinem Kreis fernzuhalten – trotz erzbischöflicher Ermahnungen sowie kaiserlicher und päpstlicher Monita. Selbst nach dem im Herbst 1478 getroffenen Ausgleich bewahrte man eine gewisse Reserve, was symbolisch darin zum Ausdruck kam, dass man das Privileg des Kantors, an bestimmten Feiertagen die Mitra tragen zu dürfen, einschränkte. ⁵⁸ Über Reaktionen der Mainzer Bürgerschaft auf den juristischen Abschluss der Causa Faulhaber ist nichts bekannt, dagegen lässt sich das Urteil der Nachwelt anhand historischer Werke nachvollziehen. In den kommentarischen Anmerkungen der von Joannis und Gudenus herausgegebenen Urkundensammlungen aus der

ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der vollständige Erfolg Faulhabers vor der römischen Kurie herausgestellt. Dabei gerät das Tatopfer ganz in den Hintergrund. Ähnlich gilt dies auch für den 1739 erschienenen 19. Band des Zedlerschen Universallexikons, wo im Eintrag zu Faulhaber dargelegt wird, der wegen Totschlags beschuldigte und suspendierte Kantor sei nach erwiesener Unschuld wieder angenommen worden.⁵⁹ Eine differenziertere Darstellung findet sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts erschienenen Stadtgeschichte von Karl Anton Schaab. Dort wird ausgeführt, Faulhaber habe in Erzbischof Adolph II. einen Gönner besessen, der ihn für unschuldig hielt und ihm ermöglichte, seine Sache vor der römischen Kurie selbst zu betreiben, sodass er schließlich einen vollständigen Freispruch erwirken konnte. Im zweiten Band der Stadtgeschichte, der eine Beschreibung seines später aufgehobenen Grabs enthält, wird Ewald Faulhaber von Wächtersbach als „berühmter Domsänger“ bezeichnet.⁶⁰ Demgegenüber erscheint es bemerkenswert, dass die im 20. Jahrhundert von Kautzsch/Neeb und Arens herausgebrachten Standardwerke zu den Denkmälern des Mainzer Doms in ihren Darlegungen zum Grabmal Johann Schwitzers nicht über Joannis und Gudenus hinausgingen und lediglich die Rehabilitation Faulhabers erwähnten.⁶¹ Eine Perspektive, die unter dem Aspekt der Gerechtigkeit den Apothecarius Johann Schwitzer als Tatopfer in den Blick nimmt, wurde erst mit der in Vorbereitung des Luther-Jahres 2017 erfolgten Ausstellung des Mainzer Dom- und Diözesanmuseums eingenommen.

Summary

Johann Schwitzer (Swyczer) was an „apothecarius“ in the City of Mainz, who died a violent death in 1472. Ewald Faulhaber von Wächtersbach, cantor and member of the cathedral chapter, was accused of having carried out the attack. Although an ordinary citizen, Schwitzer was buried in the cathedral cloister, supposedly in order to calm down the situation. In a criminal trial that lasted six years the cry of justice of Schwitzer’s relatives and the people of Mainz wasn’t heard, and Faulhaber, a favourite of the Holy Roman Emperor Frederick III, was absol-

ved of all guilt by the Roman Rota. The historical case is reconstructed mostly by means of regesta („abstracts“) of the cathedral chapter’s records and reflected in the judgement of posterity. Furthermore, the professional status of the apothecary Johann Schwitzer in late medieval Mainz is discussed.

Anmerkungen

1 Winfried Wilhemy (Hrsg.): Schrei nach Gerechtigkeit. Leben am Mittelrhein am Vorabend der Reformation. Publikationen des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Mainz. Bd. 6. Regensburg 2015.

2 Vgl. Wolfgang Dobras: Die kurfürstliche Stadt bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1462-1648). In: Franz Dumont / Ferdinand Scherf / Friedrich Schütz (Hrsg.): Mainz. Die Geschichte der Stadt. Mainz 1998, S. 235.

3 Zur Entwicklung des Apothekenwesens der Stadt Mainz s. Hans Dadder: Das Apothekenwesen von Stadt- und Erzstift Mainz. Frankfurt 1961 (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 2). Zu Johann Schwitzer findet sich ein kurzer Absatz (S. 32). Eine weitere, auf H. Dadder Bezug nehmende Darstellung der Mainzer Verhältnisse gibt Rudolf Schmitz: Geschichte der Pharmazie; Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Frankfurt 1998, S. 474-477.

4 Fritz Herrmann / Hans Knies (Hrsg.): Die Protokolle des Mainzer Domkapitels. Bd. 1: Die Protokolle aus der Zeit 1450-1484. Darmstadt 1976. Die Regesten sind unterschiedlich ausführlich gehalten. Neben knappen Zusammenfassungen finden sich solche, die ganze Textpassagen (in mittelalterlichem Latein oder dem Neuhochdeutschen des 15. Jh.) zitieren oder beigefügte Dokumente im Wortlaut wiedergeben.

5 Das Portal RG-online des Deutschen Historischen Instituts in Rom ermöglicht die gleichzeitige Recherche in den Beständen des Repertorium Germanicum und des Repertorium Poenitentiarie Germanicum. URL: <http://194.242.233.132/denqRG/index.htm> (letzter Zugriff 21.8.2017).

6 Wolfgang Dobras: Die Herrschaft des Mainzer Kurfürsten. In: Winfried Wilhemy [wie Anm. 1], S. 39-45; hier S. 40f.

7 Kai-Michael Sprenger: Die Mainzer Stiftsfehde 1459-1463. In: Dumont / Scherf / Schütz (Hrsg.) [wie Anm. 2], S. 205-225.

8 Ricarda Huch: Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte. Leipzig 1927, S. 25f.

9 Franz Werner: Der Mainzer Dom und seine Denkmäler nebst Darstellung der Schicksale der Stadt, und der Geschichte seiner Erzbischöfe bis zur Translation des erzbischöflichen Sitzes nach Regensburg. Zweiter Theil. Mainz 1830, S. 220-298; Carl Hegel: Die Chroniken der mittelhheinischen Städte. Zweiter Band in zwei Abtheilungen. Zweite Abtheilung. Verfassungsgeschichte. XVIII. Der Untergang der freien Stadt Mainz. (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. 18. Band). Leipzig 1882, S. 171-187; Karl Michael Sprenger: Die Mainzer Stiftsfehde 1459-1463 und Wolfgang Dobras: Die kurfürstli-

che Stadt bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1462-1648). In: Dumont / Scherf / Schütz [wie Anm. 2], S. 205-225 und S. 227-232.

10 Stadtarchiv Mainz U/ 340 Januar 19/IV (in U/1340 Januar 21). Regest abrufbar über die Datenbank des Stadtarchivs Mainz (URL: <https://faust.mainz.de/>).

11 Anton Philipp Brück: Mainz vom Verlust der Stadtfreiheit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. In: Anton Philipp Brück und Ludwig Falck: Geschichte der Stadt Mainz. Bd. 5. Düsseldorf 1972, S. 4f.; sowie Ludwig Falck: Das Mainzer Zunftwesen im Mittelalter. In: Sonderdruck Oberrheinische Studien III. Mainz 1975, S. 288.

12 Sogenanntes Altes Zunftbuch (angelegt um 1468 mit Ergänzungen bis ca. 1515). Stadtarchiv Mainz, Best. 21/100. Die Liste der Krämerzunft enthält 77, teilweise durchgestrichene Einträge. Fünf davon beziehen sich auf „Apteker“, die mit Vorname und Berufsbezeichnung angegeben sind. Darunter befinden sich auch ein Peter Apteker und Peter Peter Aptekers Sohn. In der Anklageschrift vom 23.12.1472 wurde darauf verwiesen, dass Faulhaber auch in das Haus des Apotecarius Peter eingedrungen sei und dort Magd und Knecht geschlagen und mit dem Messer verletzt habe. Die übrigen Zunftmitglieder werden mit Vor- und Beiname, oft eine Ortsbezeichnung wie von Frankfurt, von Altzey oder von Aschaffenburg, aufgeführt.

13 Stadtarchiv Mainz U/1468 Dezember 24. Regest abrufbar über die Datenbank des Stadtarchivs Mainz (URL: <https://faust.mainz.de/>).

14 Gustav von Horn: Geschichte der Apotheken zu Bamberg. Archiv der Pharmacie 57 (1878), S. 141-161.

15 Karlheinz Bartels: Die frühe Mainzer Apothekengesetzgebung und ihre ‚Pharmakopöen‘. Geschichte der Pharmazie 61 (2009), S. 25-34.

16 Wilhelm Kisky: Die Domkapitel der geistlichen Kurfürsten in ihrer persönlichen Zusammensetzung im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert (Quellen und Studien zur Verfassungsgeschichte des Deutschen Reiches in Mittelalter und Neuzeit; Bd. 1). Weimar 1906, S. 21f.

17 Michael Hollmann: Das Mainzer Domkapitel im späten Mittelalter (1306-1476). Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte. Bd. 64. Mainz 1990 sowie ders.: Mainz, Domkapitel. URL: https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Mainz,_Domkapitel (letzter Zugriff 21.08.2017). Zum Zölibat der Kanoniker s.a. Johan Huizinga: Herbst des Mittelalters. 12. Aufl. Stuttgart 2006, S. 174.

18 Jürgen Ackermann: Die Faulhaber von Wächtersbach und Orb. Schicksale eines Niederadelsgeschlechts im Kinzigraum. Mitteilungsblatt für Regionalgeschichte Naturkundestelle. Kreisausschuss des Main-Kinzig-Kreises 27 (2002), S. 1-10. - Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon. Bd. 3. Leipzig (1861), S. 210. S.a. Hans M. Walter: Der Freihof, Orbs uralter Burgsitz. Hessenland. Zeit-

schrift für die Kulturpflege des Bezirksverbands Hessen 53 (1942), S. 103-108.

19 Staatsarchiv Würzburg, MIB 24 fol. 164v [02]. Regest abrufbar über die Datenbank „Die Regesten der Mainzer Erzbischöfe. Mainzer Ingrossaturbücher“ (www.ingrossaturbuecher.de).

20 August Amrhein: Die Prälaten und Canoniker des ehemaligen Collegiatstifts St. Peter und Alexander zu Aschaffenburg. In: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg 26 (1882), S. 1-394.

21 Amrhein [wie Anm. 20], S. 44.

22 Gustav Toepke (Hrsg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg. Von 1386 bis 1662. Erster Teil. Von 1386 bis 1533. Heidelberg 1884, S. 234.

23 Hollmann [wie Anm. 17], S. 19-21.

24 Kisky [wie Anm. 16], S. 113, 128.

25 Repertorium Germanicum. Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameeralakten vorkommenden Personen, Orte und Kirchen des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien von Beginn des Schismas bis zur Reformation. Bd. 6. Nikolaus V. Tübingen 1989. Regest Nr. 3674. S. 377. Datenbankzugang: RG Online, RG VI 03674, URL: <http://rg-online.dhi-roma.it/RG/6/3674> (letzter Zugriff 21.08.2017).

26 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 648, S. 279.

27 Georg Christian Joannis: Rerum Moguntiacarum. Bd. 2. Frankfurt 1722, S. 358.

28 Hollmann [wie Anm. 17], S. 364 (Biogramm Faulhaber).

29 Gerhard Fouquet: Das Speyerer Domkapitel im Späten Mittelalter (ca. 1350-1540). (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte. Bd. 57). Mainz 1987. Teil 1, S. 289 u. Teil 2, S. 483-485.

30 Repertorium Poenitentiarie Germanicum IV. Verzeichnis der in den Supplikenregistern der Pönitentiarie Pius' II. vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches 1458-1464. Text bearbeitet von Ludwig Schmugge mit Patrick Hersperger und Béatrice Wiggerhauser. Tübingen 1996, S. 90. Nr. 1369. Datenbankzugang: RG Online, RPG IV 01369, URL: <http://rg-online.dhi-roma.it/RPG/4/1369> (letzter Zugriff 21.08.2017).

31 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokolle 852 u. 853, S. 347f.

32 Urkunde: Fürstlich Isenburgisches Archiv Birstein. Birstein Nr. 577 (Battenberg-Isenburger Urkunden Nr. 3083) - Regest: Hessisches Staatsarchiv Darmstadt. HStAD Bestand X 4 Nr. 3375. URL: <https://arcinsys.hessen.de/arcinsys/detailAction?detailid=v2486137> (letzter Zugriff 04.12.2017).

33 Georg Helwich: Elenchus nobilitatis ecclesiae Metropolitanae Moguntia. Mainz 1623. In: Joannis [wie Anm. 27], S. 218.

34 Fritz Viktor Arens: Die Inschriften der Stadt Mainz von frühchristlicher Zeit bis 1650. Erster Teil. Der Mainzer Dom (Die Deutschen Inschriften Bd. 2). Stuttgart 1958, S. 121.

35 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 919, S. 368f.

36 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 930, S. 371-375.

37 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 920, S. 369 (freie Übersetzung d. Autors).

38 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 930, hier S. 374.

39 Arens [wie Anm. 34], S. 35f u. S. 103f. - Eine hiervon etwas abweichende Auffassung wird vertreten in: Wilhelmy [wie Anm. 1], S. 258f.

40 Valentin Ferdinand von Gudenus: Codex diplomaticus, sive, Anecdotorum res moguntinas, francicas, trevirenses, colonienses, finitimarumque regionum, nec non ius germanicum et S.R.I. historiam vel maxime illustrantium. Bd. 2. Frankfurt und Leipzig 1747, S. 915; sowie Arens [wie Anm. 34], S. 103.

41 Das Partizip „cesus“, von cedere, im klass. Latein caedere, kann unterschiedlich übersetzt werden. Die Grundbedeutung ist „schlagen“.

42 Hollmann [wie Anm. 17], S. 127-129 u. S. 242.

43 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokolle 921 und 922, S. 369.

44 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 957, S. 383-385.

45 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 1017, S. 400f.

46 Zu den Jurisdiktionsverhältnissen in Mainz s. Ludwig Falck: Rechtsprechung und Verwaltung im spätmittelalterlichen Mainz. In: Mitteilungsblatt zur rheinhessischen Landeskunde 15 (1966), S. 265-271. Zur Pluralität der Normen spätmittelalterlicher Rechtsprechung s. Harriet Rudolph: Mildes Regiment? Strafrecht und Strafpraxis im geistlichen Staat. In: Bettina Braun, Mareike Braun und Michael Ströhmer: Geistliche Fürsten und Geistliche Staaten in der Spätphase des Alten Reiches. Epfen-dorf/Neckar 2008, S. 103-124.

47 Gudenus [wie Anm. 40], S. 917f.

48 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 1104, S. 431f.

49 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokolle 1098, S. 430 und 1110, S. 433f.

50 Archivio Segreto Vaticano. Vat. Registerb. 657 fol. 103 und Lateranregister ann. 5 lib. 3 fol. 165. Zitiert nach: Joseph Schlecht: Andrea Zamometić und der Basler Konzilsversuch vom Jahre 1482. Bd 1. Paderborn 1903, S. 30.

51 Staatsarchiv Würzburg (StaWü), MRA Domstift K 759 Nr. 5 sowie Petra Heiniker (Bearb.): Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440-1493), Heft 25: Die Urkunden und Briefe aus den Kurmainzer Beständen des Bayerischen Staatsarchivs Würzburg sowie den Archiven und Bibliotheken der Stadt Mainz. Wien/Weimar 2010, S. 147. Datenbankzugriff: Regesta Imperii - Online Quellen zur Reichsgeschichte. [RI XIII] H. 25 n. 217. URL: http://www.regesta-imperii.de/id/1476-05-15_1_0_13_25_0_217_217 (letzter Zugriff: 21.08.2017).

52 Vgl. Dobras [wie Anm. 6], S. 42. - Zum Aufstand der Bürger Juli 1476 s. Hegel [wie Anm. 9], Zweiter Band in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung. Fortsetzung der Chroniken von Mainz. II. Mainzer Chronik 1459-1484. S. 82f.

53 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 1154, S. 446.

54 Archivio Segreto Vaticano [wie Anm. 50], Vat. Registerb. 669 f. 315. Nach Zamometić erhielt Faulhaber am 4. April 1478 eine Bulle „Decet Romanum pontificem“ angefertigt, die ihm die Einkünfte seiner Pfründe sicherte und ihn von seiner Residenzpflicht dauernd befreite. S.a. Joannis [wie Anm. 27], S. 333f. (Ausgleich Oktober 1478) sowie Gudenus [wie Anm. 40], S. 918. (Charta vom 1.12.1478).

55 Erich Meuthen: Das 15. Jahrhundert. 5. Aufl. München 2012, S. 11.

56 Arnold Esch: Die Lebenswelt des europäischen Spätmittelalters. München 2014, S. 156-163; sowie Eberhard Isenmann: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150-1550. 2. Aufl. Wien/Köln/Weimar 2014, S. 651.

57 Ludwig Schmugge, Patrick Hersperger, Béatrice Wiggerhauser: Die Supplikenregister der päpstlichen Pönitentiarie aus der Zeit Pius' II. (1458-1464). Tübingen 1996, S. 98-116.

58 Herrmann / Knies [wie Anm. 4], Protokoll 1305, S. 479f.

59 Johann Heinrich Zedler (Begründer) / Carl Günther Ludovici (Hrsg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschafften und Künste. Bd. 19. Halle/Leipzig 1739, Sp. 2404.

60 Karl Anton Schaab: Geschichte der Stadt Mainz. Bd. 1. Mainz 1841, S. 484f.; sowie Bd. 2. Mainz 1844, S. 65f.

61 Vgl. Arens [wie Anm. 34], S. 104; sowie Rudolf Kautzsch / Ernst Neeb: Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Mainz. Bd. II: Die kirchlichen Denkmäler der Stadt Mainz. Teil I: Der Dom zu Mainz. Darmstadt 1919, S. 428.

Abbildungsverzeichnis

1. Wappenfenster des Mainzer Doms (Foto d. Verf.)
2. Sogenanntes Altes Zunftbuch. Stadtarchiv Mainz
3. Kapitelsaal des Mainzer Doms. Lithographie von Nicolas Marie Joseph Chapuy, 1844
4. Epitaph des Scholasters Volpert von Ders im Kreuzgang des Mainzer Doms (Foto d. Verf.)
5. Bestätigungsschreiben mit Siegel von Ewald Faulhaber. Fürstlich Isenburgisches Archiv Birstein
6. Kreuzgang des Mainzer Doms (Foto d. Verf.)
- 7 a. Grabplatte Johann Schwitzers (Foto d. Verf.)
- 7 b. Inschrift und Übersetzung: Fritz Viktor Arens (vgl. Anm. 34), S. 103
8. Mandat Kaiser Friedrichs III. Staatsarchiv Würzburg
- 9 a. Gudenus: Codex Diplomaticus Bd. 2. Titelseite (vgl. Anm. 40)
- 9 b. Gudenus: Codex Diplomaticus Bd. 2, S. 91

Anschrift des Verfassers

Dr. Klaus Mayer, Am Damsberg 114,
55130 Mainz
E-Mail: KMayer45@t-online.de

Der Elefant fraß Pflaumenmus¹

Mit Lukutate herrlich verjüngt

Thomas Langebner | Im Frühjahr 1927 erhielten zahlreiche Zeitungen und Magazine Nachricht von einem gewissen Gustav Freiherrn von Gagern: Das Verjüngungsproblem war endlich gelöst. Damit sprach von Gagern eines der großen Themen zu Beginn des 20. Jahrhunderts an und seine Ausführungen wurden bereitwillig abgedruckt.

Der Mensch ist das einzige Lebewesen auf Erden, das über die Begrenztheit des eigenen Daseins reflektieren kann. Seit der Antike wird versucht, mit verschiedensten Mitteln das Altern aufzuhalten oder gar die Unsterblichkeit zu erlangen.² Diese Hoffnung erhielt um 1900 durch die Entdeckung der Hormone und Vitamine neue Nahrung und trieb mitunter seltsame Blüten. In Paris injizierte sich bereits 1889 der betagte Neurologe und Physiologe Charles Edouard Brown-Séquard (1817–1894) subkutan einen Extrakt aus tierischen Hoden³ und fühlte sich danach wunderbar verjüngt.⁴ Brown-Sequard erregte damit weltweites Aufsehen,⁵ verspürte aber nach den recht schmerzhaften Injektionen

wohl nur die Folgen von Placeboeffekt und Autosuggestion.⁶ Zwei weitere berühmte „Verjünger“⁷ waren der Wiener Physiologe Eugen Steinach (1861–1944) und der aus Russland stammende französische Chirurg Serge Abrahamovitch Voronoff (1866–1951). Während Voronoff ab 1920 ermattete Männer mit der Transplantation von Zellmaterial aus Affenhoden wieder stärken wollte, propagierte Steinach⁸ zur selben Zeit die Ligatur der Samenleiter als Mittel der Wahl, um der „alternden Pubertätsdrüse“ zur Neubelebung zu verhelfen.⁹ Beide Verfahren waren schon früh Gegenstand von Kritik,¹⁰ erregten aber vor allem in Laienkreisen ungeheures Aufsehen. Ihre Anwendung blieb jedoch weitgehend einer vermögenden und experimentierfreudigen Minderheit vorbehalten. Da kam von Gagerns Frohbotschaft gerade recht.¹¹ Bei einer Reise durch Indien sei er auf eine Beerenfrucht namens Lukutate hingewiesen worden, „der besondere reinigende, die Blut- und Geschlechtsdrüsen verjüngende, Leber entgiftende und Herz stärkende Wirkungen zugeschrieben werden“. Elefanten, Papageien und Geier wür-

den sie verzehren und diesem Konsum ihr hohes Lebensalter verdanken. Ein gewisser Professor Racha-Maraka, ein bekannter Yogi-Lehrer und Schriftsteller, sei mit der Untersuchung der Thematik betraut worden. Dieser habe unter anderem herausgefunden, dass bei einem „durch seine besonderen geistigen und körperlichen Vorzüge bekannten Menschenstamm, den Shurighatis“, eine Vielzahl von Hundertjährigen beiderlei Geschlechts lebten. Auch gäbe es dort „Männer von 130 bis 140 Jahren, die trotz ihres Greisenalters nicht älter aussehen als unsere 70jährigen Männer.“ Sie würden seit Menschengedenken die Lukutate genießen, sich dabei allerdings auch „einer reinen, sündenfreien, moralischen Lebens- und Ernährungsweise“ fern von fremden Kultureinflüssen befleißigen.¹² Und zufällig war es zur selben Zeit einem Hannoveraner Fabrikanten namens Wilhelm Hiller gelungen, Lukutate in Form verschiedener Zubereitungen auf dem deutschen Markt verfügbar zu machen. Verjüngung für Jedermann – ohne medizinischen Eingriff und zu einem wohlfeilen Preis – schien plötzlich in greifbare Nähe gerückt zu sein. (Abb. 1)

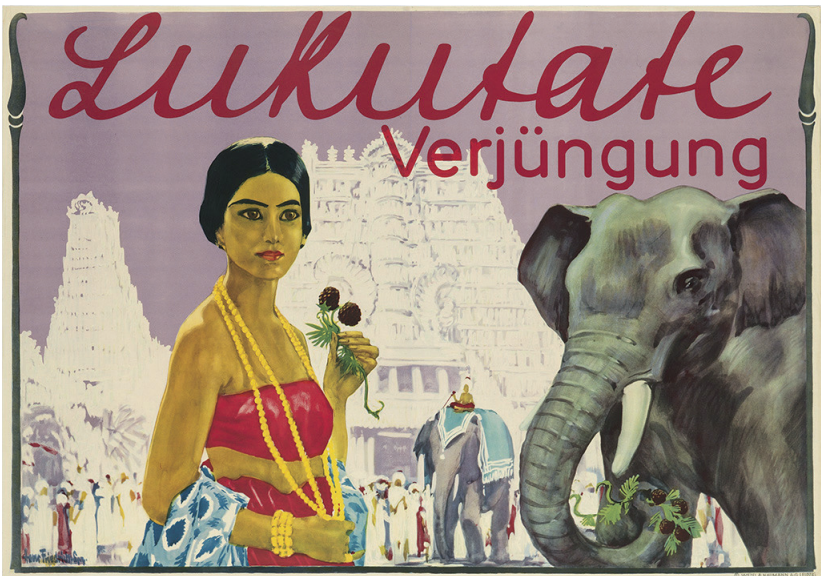


Abb. 1 Lukutate Verjüngung. Plakat von Hans Friedrich

„ein Konglomerat von phantastischen Behauptungen“¹³

Die Sache hatte nur einen Haken: Die Briefe von Gagerns waren offenbar auf derselben Schreibmaschine getippt worden wie zuvor die Abhandlung eines Dr. Kroschinski, deren Abdruck die Fa. Hiller den Zeitungen nahegelegt hatte.¹⁴ Auch stellte sich bald heraus, dass Gustav von Gagern durchaus nicht der „bekannte Indienforscher und Reiseschriftsteller“ war, als der er zeitweilig dargestellt wurde,¹⁵ sondern ein junger Kaufmann, der Indien noch nie gesehen hatte.¹⁶ Selbst Professor Racha-Maraka, der Menschenstamm der Shurighatis und sogar die Lukuta-

Naturgemäße Verjüngung

von Mann und Weib durch
Lukutate



Abbauen, Entgiften, Reinigen, Erneuern,
das ist das Geheimnis der menschlichen Verjüngung. Der Abbau der in den Drüsen, im Blut, im Darm, in den Organen viel zu lange lagernden Genußmittel- und Selbstgifte, — das ist der Weg zu neuer Lebens- und Kraftentfaltung. Das dicke saure Blut muß entgiftet werden; die träge Verdauung muß reguliert; Leber, Galle, Nieren, der Darm gereinigt; die Körpervergiftung beseitigt; besonders aber muß das Drüsen-system freigelegt und seine Funktionskraft hergestellt werden. Verjüngung heißt: Drüsenbereinigung und Reinigung!

Was ist Lukutate?
Eine in Indien heimische Beerenfrucht, die wegen ihrer besonderen reinigenden, entgiftenden Verjüngungs-Eigenschaften soeben auch in Deutschland Hufeisen erregt. Die Hauptwirkung der Lukutate liegt in der Befreiung, Entgiftung, Stärkung und Verjüngung der Drüsen (Schilddrüse, Keimdrüsen, Leber, Galle, Nieren, Hypophyse usw.) und in der daraus folgenden Stärkung der Nerven- und Herzfähigkeit und der Entgiftung des ganzen Organismus.
Lukutate ist Natur, keine Kunst und dient als einfache Vor- und Nachspeise, als Brotaufstrich oder als erfrischender Beeren-saft (im Sommer).
Man wählt je nach Geschmack oder wechselt:

- 1. Lukutate-Gelee-Früchte, die süße Geschmacksform Mk. 3.60
- 2. Lukutate-Bouillonwürfel für den, der „süß“ nicht mag, sowie für Korpulente und Diabetiker. Mk. 3.60
- 3. Lukutate-Mark, Marmelade als Brotaufstrich etc. Mk. 3.60
- 4. Lukutate-Beerensaft, (mit indischem Rohrzucker) Mk. 2.60
- 5. Lukutate-Mark konzentriert, (Loku-ta-te indita original Hiller) . . . Mk. 8.—

Lukutate in allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich. — Literatur durch die Fabrik:
Wilhelm Hiller, Nahrungsmittel-Werke, Hannover, zugleich Hersteller der Brotella-Darm-Diät nach Prof. Dr. Gewecke.

Abb. 2 Die imaginäre Lukutate-Beere. Naturgemäße Verjüngung von Mann und Weib. Zeitungsausschnitt ohne Herkunftsangabe


te-Frucht erwiesen sich als pure Erfindung. Sie waren Elemente eines Kommerzmärchens, das den uralten und nun wieder hochaktuellen Menschheitstraum von der ewigen Jugend befeuern und seinem Erfinder wirtschaftlichen Erfolg bescheren sollte. Die *Revue des Monats*, die in ihrer Ausgabe vom Juli 1927 von Gagners Traktat abdruckte, illustrierte diesen „Bericht“ mit der Photographie eines Herrschers, der auf einem prächtig geschmückten Elefanten reitet. Es handelte sich, so die Bildunterschrift, um den „Maharadscha von Jaipur, auf einem riesigen Elefanten, der dem Tode nahe war, nach dem Genuß von Lukutate aber merklich auflebte“.17 Im September 1927 erschien derselbe Text in der Monatszeitschrift *Uhu*, einem der wegweisenden Magazine der Weimarer Zeit, wobei das Foto eines Shurighati-Jünglings, – das „Menschentier in seiner ganzen Schönheit“ – als Illustration diente.18 Auch die Abbildung der nicht existierenden Lukutate-Beere19 zierte mehrfach Plakate und Inserate der Fa. Hiller (Abb. 2). Dieser Fall von journalistischer Täuschung wird nur verständlich, wenn man sich das bis dahin nahezu beispieldlose Ausmaß der Dreistigkeit und Skrupellosigkeit des Erfinders der Lukutate vor Augen führt. Wilhelm Hiller war allerdings in der Zeitungs-

branche kein Unbekannter. Schon 1925 hatte er mit seinem Präparat Brotella, einer „Brotspise im Teller“, die als „unvergleichliche Heilsuppe“ gegen „Magen-, Darmleiden und Stuhlverstopfung“ beworben wurde, unliebsame Aufmerksamkeit erregt.20 Denn er versuchte, „redaktionelle Notizen“ in verschiedenen Blättern unterzubringen, wobei er den Auftrag für weitere Inserate vom Abdruck der „Notizen“ abhängig machte. Dabei ließ er ein fragwürdiges Verständnis von redaktioneller Unabhängigkeit erkennen, indem er den Inhalt von Zeitungen zum bloßen Fülltext deklassierte.21 Somit gebührt Hiller die zweifelhafte Ehre, als einer der ersten im deutschen Sprachraum ein Instrument eingesetzt zu haben,22 das mittlerweile als *Advertorial* bezeichnet wird23 und sich noch heute insbesondere im Segment der Billigmedien großer Beliebtheit erfreut.24 Mit

von Gagners Text erreichte die Täuschung allerdings eine neue Qualität, weil dieser den Verlagen und Redaktionen gegen geringes Entgelt als authentischer Bericht angeboten wurde. Erst im Kontext mit den zeitgleich auftauchenden Inseraten und anhand seiner reißerischen Botschaft konnte er als Teil einer massiven Marketingkampagne erkannt werden.25

„Verjüngungsmittel für Mann und Weib“

Mit Inseraten für Lukutate versuchte Wilhelm Hiller ein möglichst breites Publikum anzusprechen. „Wählen Sie Ihr eigenes Alter!“, rief er der in der Lebensmittel stehenden Frau zu und fordert sie bildlich dazu auf, mit Hilfe von Lukutate die Maske des Alters von ihren jugendlichen Gesichtszügen abzustreifen (Abb. 3).26 Der durch „Lebensgifte, Berufsschäden, Nahrungs- und Genußsünden“ gezeichnete Büromensch wird von einem nachdenklich blickenden, muskulösen Naturmen-



Wählen Sie Ihr eigenes Alter!

Wenn der Mensch nicht täglich gegen die Naturgesetze durch Ernährungs- und Genußsünden verstoßen würde, hätte er sein Lebensschicksal bis ins hohe Alter ganz in der Hand. Das Lebensalter des Menschen beträgt naturgemäß das Sechsfache seines Wachstums von 25 Jahren, also 150 Jahre. Als Folge unserer täglichen Kultursünden drückt sich der Stempel in Form vorzeitiger Alterssymptome auf den äußeren und inneren Menschen deutlich ab. Der Mensch ist alt – schon in der Jugend – wenn das Blut mit Selbstgiften beladen, die Verdauung träge, der Körper mit Darmgiften verunreinigt ist, wenn das Drüsen-system schwer belastet und das Herz geschwächt ist. In unseren Gesichtszügen finden wir das Spiegelbild von Ursache und Wirkung.
Der Mensch ist jung – auch im Alter – wenn der Körper, das Blut, der Darm rein, das Herz gesund ist, wenn die Drüsen frei und funktionstüchtig sind. Die Schilddrüse, das Geschlechtsdrüsen-system, Leber, Nieren usw. können in einem verunreinigten Körper nicht normal funktionieren. Wer die Richtigkeit dieser Binsenwahrheit erkannt hat, der verjüngt sich auf natürlichem Wege mit

Lukutate

einer indischen Beerenfrucht mit ausgesprochenen Reinigungs-, Entgiftungs- und Verjüngungseigenschaften. Die Beere wird instinktiv von alternden Tieren der Wildnis (Elefanten, Papageien) aufgesucht. Man führt das hohe Alter dieser Tiere auf den Genuß der Lukutate-Beere zurück. Lukutate verjüngt die Blut- und Geschlechts-Drüsen; hebt dadurch die sexuellen Kräfte auf natürliche Art; unterstützt wie kein anderes Mittel die entgiftenden Funktionen der Leber, Galle und Nieren; stärkt die Herzfähigkeit; verjüngt und entgiftet den ganzen Organismus. Lukutate ist Natur, keine „Kunst“, und dient als einfache Vor- und Nachspeise und als Brotaufstrich. Man wählt je nach Geschmack oder wechselt:

- 1. Lukutate-Gelee-Früchte, die süße Geschmacksform M 3.60
- 2. Lukutate-Bouillonwürfel, für den, der „süß“ nicht mag, sowie für Korpulente und Diabetiker M 3.60
- 3. Lukutate-Mark, Marmelade als Brotaufstrich etc. M 3.60
- 4. Lukutate-Beerensaft, (mit indischem Rohrzucker) M 2.60

In allen Apotheken, Drogerien, Reformhäusern erhältlich. Literatur durch die Fabrik kostenfrei

WILHELM HILLER / HANNOVER
CHEMISCHE UND Nahrungsmittel-FABRIK
zugleich Hersteller der Brotella-Darm-Diät nach Prof. Dr. Gewecke.

Abb. 3 Wählen Sie Ihr eigenes Alter! Zeitschrifteninset



Abb. 4 Naturbursche und Büromensch. Wie kann man sich verjüngen? Zeitschrifteninserat

schen unter die Lupe genommen (Abb. 4). „Wie kann man sich verjüngen?“, fragt das Inserat den Leser, um so gleich die Antwort zu geben: „Verjüngen heißt – Reinigen!“ und dazu sei, wie „die Forscher Racha-Maraka, Freiherr von Gagern“ und andere gezeigt hätten, Lukutate in idealer Weise geeignet.²⁷ Ein zuvor „an Leib und Seele“ erschöpfter Kammermusiker von 52 Jahren, dessen imaginäres Konterfei allerdings eher einem 80-jährigen gleicht, stattet Hiller seinen Dank ab. Denn es würden nicht nur die Drüsen entgiftet, „sondern der ganze Korpus mit allem drum und dran wird restlos in den Jugendzustand zurückdatiert“.²⁸ Ein 76-jähriger Oberstleutnant i. R. aus München erfreute sich einer durch Lukutate geradezu unglaublich verbesserten Mobilität und bekannte freimütig, dass dies „meine Willenskraft, die Lebensenergie und den Humor ganz bedeutsam gehoben“ habe.²⁹ In einer mit „Gutachten über Lukutate“ betitelten Einschaltung bezeugte eine Schauspielerin, dass Lukutate „schon nach 14 Tagen eine zauberhaf-

te Wirkung ausgeübt“ habe.³⁰ Auch für die ob der finanziellen Belastung zögerliche Kundschaft hatte Hiller eine gute Nachricht: Verbesserte Einkaufskonditionen hätten ihn in die Lage versetzt, die Preise seiner Präparate zu senken. Denn wie der Meister der Lukutate-Inszenierung zutreffend erkannt hatte, lag es auch in seinem geschäftlichen Interesse, „dass ihr Gebrauch heute jedermann möglich ist, zumal es nicht auf große Mengen, sondern – auf einige Ausdauer ankommt“.³¹ Selbst denjenigen, die nicht zum elitären Kreis der Leser von Magazinen gehörten, durfte dieser Schatz nicht vorenthalten werden und so wurden in der Tages-

presse ähnliche, mitunter einfacher gehaltene Inserate, zum Teil im Zusammenspiel mit lokalen Vertriebspartnern veröffentlicht.³² Auch für den Detailverkauf sah Hiller Anlass zur Freude, denn durch seine „einzige, großzügige und geschmackvolle Reklame“ würde die Nachfrage weiter wachsen, „so dass der Artikel auch bei Ihnen einen flotten Absatz finden wird“, wobei er es allerdings nicht verabsäumte, Unterstützung „durch Dekorationen und durch Ihre persönlich, werbende Mitarbeit“ einzufordern.³³ Die Inserate in den Magazinen und der Tagespresse verbanden sich mit einem Werbeplakat (s. Abb. 1),³⁴ einer übergroßen Packung³⁵ und einem Elefanten³⁶ als Aufsteller für Geschäftslokale und Schaufenster zu einem medialen Spektakel, das seine Wirkung nicht verfehlte.³⁷

„auch Lukutate sah ich ihn versuchen ...“³⁸

Denn Lukutate löste eine ungeheure Resonanz in der Alltags- und Populärkultur aus, die allerdings bald auch

ironische Züge annahm. Im zweiten Buch seines Romans *Berlin Alexanderplatz* gibt Alexander Döblin (1878–1957) einen Eindruck vom hektischen Leben der Großstadt, indem er die während einer Taxifahrt an den Häuserzeilen vorbeihuschenden Aufschriften von Reklameschildern unvermittelt aneinanderreihet, darunter auch „Lukutate, das indische Verjüngungsmittel der Elefanten“.³⁹ Der deutsch-jüdische Schriftsteller Gad Granach (1915–2011)⁴⁰ berichtet in seiner Autobiographie von seiner Jugend in Berlin. Seine Mutter war eine moderne Frau, die Reformkleider trug, in Reformhäusern einkaufte und, sehr zum Leidwesen des Sohnes, eine treue Anhängerin der Lukutate.⁴¹ In Graz kam es in einem Varieté zu einem Streit unter Eheleuten, der in eine Schlägerei ausartete und vor Gericht endete. Begonnen hatte er damit, dass der Mann sich allzu offensichtlich für eine Sängerin interessiert hatte, die zuvor den neuesten Schlager „Wozu brauchst du Lukutate?“ geträllert hatte.⁴² In der humoristischen Wochenschrift *Die Muskete* tritt in einer Geschichte ein attraktiver Abt auf, „der trotz seiner grauen Haare weder an Lukutate noch Voronoff Bedarf hat“.⁴³ Das Schweizer Satiremagazin *Nebelspalter* widmete Lukutate aus Anlass ihres Verbotes in Basel einige Knittelverse,⁴⁴ und der Berliner Humorist Otto Reutter (1870–1931) sang voller Inbrunst von der unerwarteten Wirkung der Lukutate beim alternden Manne.⁴⁵ Sogar die *Deutsche Medizinische Wochenschrift* besprach im gereimten Epilog zum Jahr 1927 die Heilung des „Lukutate-richt“ und warnte vor den dramatischen Folgen, welche die Verjüngung der alten Professoren an den Universitäten auslösen könnte:

„Dann werden alle Professoren
Mit 65 neu geboren,
Und da kein einziger wird morscher.
Ist nicht mehr Platz für junge Forscher“.⁴⁶

Am Bekanntesten war und ist aber wohl der damals von Marek Weber (1888–1964) und Orchester intonierte

Foxtrott „Mein Papagei frisst keine harten Eier“, in dessen Refrain neben Lukutate ein ganzes Arsenal von Stärkungsmitteln⁴⁷ durchdekliniert wird:

„Mein Papagei frißt keine harten Eier,
er ist ein selten dummes Vieh.
Er ist der schönste aller Papageier,
nur harte Eier, die frißt er nie.
Er ist ganz wild nach Brustbonbons
und Kuchen,
er nimmt selbst Kaviar auch Sellerie,
auch Lukutate sah ich ihn versuchen,
nur harte Eier frißt er nie“.⁴⁸

Nachdenklichere Töne schlägt der Linzer Arzt Edmund Guggenberger (1883–1970)⁴⁹ am Ende seiner Ausführungen über Lukutate an. Er zitiert den österreichischen Dramatiker Ferdinand Raimund (1790–1836)⁵⁰ und meint dann im Hinblick auf die fragwürdige Wirkung der Lukutate, dieselbe lasse sich auch „mit Zwetschkenröster und Bittersalz erzielen, freilich – weit billiger“.⁵¹

Der bisher größte Arzneischwindel des Jahrhunderts⁵²

Zu den Ersten, die gegen Hillers unseriöse Geschäftspraktiken auftraten, zählt der Hannoveraner Keks- und Fruchtpasten-Fabrikant Fritz Schoppe, der Nachforschungen anstellte und die Machenschaften Hillers durch Zuschriften an Zeitungen bekannt zu machen suchte.⁵³ Auch in Apothekerkreisen regte sich Widerstand, wobei Apotheker Friedrich Scheer (1878–1964),⁵⁴ der Leiter der Marktapotheke in Lingen/Ems, eine führende Rolle einnahm.⁵⁵ Sein im Februar 1928 erschienener Appell erklärte den Kampf gegen Schwindelfabrikate nach Art der Lukutate zum „Gebot der Selbsterhaltung“.⁵⁶ Scheer rief zum Schluss von Ärzten und Apothekern auf, denn man müsse „sich und das deutsche Volk vor großem Schaden bewahren“ und dürfe sich nicht „zu Handlangern einer gewissen skrupellosen Spezialitätenindustrie herabwürdigen“ lassen. Letztlich sei es aber wie in anderen Staaten unumgänglich, dass „auch in Deutschland die Abgabe

von Geheimmitteln gesetzlich verboten“ würde, weshalb er die Schaffung eines Spezialitätengesetzes anmahnte. Selbstkritisch im Hinblick auf die Rolle des Apothekerstandes äußerte sich Apotheker Erich Leimkugel (1877–1947) aus Essen.⁵⁷ Schließlich hätten etliche Apotheken „die Reklame für Lukutate wochenlang im Schaufenster gehabt“ und somit „direkt an diesem Volksbetrug mitgewirkt“.⁵⁸ Auch von ärztlicher Seite wurde die zumindest ambivalente Haltung der Apothekerschaft – auf der einen Seite die durchaus kritischen Besprechungen in den Standesblättern, auf der anderen Seite aber Schaufensterwerbung und ungebremster Verkauf – beanstandet.⁵⁹ Aber auch die Wundergläubigkeit des Publikums sei zu kritisieren, das hoffe durch den Kauf derartiger Mittel, „den ‚geldgierigen‘ Aerzten, die von den besten Heilmitteln keine Ahnung haben, ein Schnippchen schlagen zu können“.⁶⁰ Die von Gustav Lennhoff (1864–1930)⁶¹ geleitete Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung des Kurpfuschertums (DGBK),⁶² die zum Wohle von Nation, Vaterland und Menschheit einen „Kulturkampf“ gegen Schwindelpräparate führte, meldete sich ebenso in Sachen Lukutate zu Wort.⁶³ In der Wiedergabe eines mit Lennhoff geführten Gesprächs wird die Person Wilhelm Hiller in Konturen erkennbar.⁶⁴ Seitens der *Deutschen Medizinischen Wochenschrift* zog deren Herausgeber Julius Schwabe (1863–1930)⁶⁵ selbst gegen Lukutate ins Feld. In einer Serie von Artikeln⁶⁶ analysierte er minutiös Behauptungen und Geschehnisse, um den schwindelhaften Charakter des Präparates offenzulegen, was ihm Kritik von naturheilkundlicher Seite eintrug. Eine ambivalente Rolle nahm Heinrich Schmidt (1874–1935) ein, der von seinem großen Förderer Ernst Haeckel (1834–1919) zum Nachlassverwalter bestimmt worden war. Einerseits versuchte er, bestimmte Haeckel betreffende Unrichtigkeiten bei der Bewerbung von Lukutate richtigzustellen (s. u.), andererseits war er offenbar so sehr von Hillers Seriosität überzeugt,⁶⁷ dass er diesem Textmate-

rial aus seinen recht wohlwollenden Veröffentlichungen über das Geheimnis der Lukutate zur weiteren Verwendung überließ.⁶⁸ So erschien beispielsweise im Februar 1928 in *Der Jungdeutsche* eine mit Schmidts Namen gekennzeichnete Abhandlung, wobei man sich am Folgetag veranlasst sah, festzustellen, dass es sich nicht um einen redaktionellen Artikel, sondern um ein durch ein Versehen nicht gekennzeichnetes Inserat gehandelt habe.⁶⁹ Selbst unter den Anhängern der Komplementärmedizin regte sich Widerstand. Der Schweizer Reformmediziner und Homöopath Hans Otto Balzli (1893–1959) kritisierte Wilhelm Hiller für die Geschäftemacherei „mit dieser Sucht, diesem Verjüngungsglauben“ und hielt die bereits wenige Wochen nach der Markteinführung veröffentlichten euphorischen Erfolgsmeldungen für zutiefst unseriös.⁷⁰ Bezeichnend für Hillers Marktverhalten ist ein Brief an Balzli, in dem er meint, dieser wolle Lukutate lediglich in den Schmutz ziehen. Er wirft ihm weiters vor, „daß Sie die Abhandlung gegen ‚Lukutate‘ aus Angst geschrieben haben, ... um zu verhüten, daß die Anhänger der Homöopathie auf anderen Pfaden wandeln, denn wer eine ‚Lukutate‘-Kur hinter sich hat, braucht keine homöopathischen Arzneimittel mehr“.⁷¹

Ein „zusammengesetztes gelindes Abführmittel“

Die Aufklärung der Geheimnisse der Lukutate erfolgte durch die pharmazeutische Chemie und die Pharmakognosie. Dabei entbrannte ein Expertenstreit, den Wilhelm Hiller allerdings auch für seine Zwecke zu nutzen wusste. Mitte August 1927 veröffentlichte Ludwig Kröber (1872–1950), Apothekendirektor am Krankenhaus München Schwabing,⁷² die Ergebnisse erster chemischer Untersuchungen.⁷³ Die Art der Anpreisung legte nahe, dass die untersuchten Lukutate-Gelee-Früchte abführende Agentien enthalten könnten. Die Reaktion auf Phenolphthalein verlief negativ, die positive Borntträger-Reaktion

ließ aber auf die Anwesenheit von Anthrachinonen schließen. Ende August meldete sich der ausgebildete Apotheker und Lebensmittelchemiker Constant Griebel (1876–1965)⁷⁴ von der Staatlichen Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalt in Berlin zu Wort. Bei seinen mikroskopischen Untersuchungen von Lukutate-Mark fand er charakteristische Elemente von Apfel, Birne, Pflaume, Tamarindenmark und Röhrenmanna. Als mutmaßliche Bestandteile der Lukutate-Gelee-Früchte nannte Griebel Algengallerte, das Mark einheimischer Obstfrüchte, Tamarindenmus und eine mikroskopisch nicht fassbare Emodindroge. Freimütig bekannte er, dass „die Zugehörigkeit einiger charakteristischer Zellelemente bisher nicht sicher festgestellt werden“ konnte und stellte fest, die vorgebliche indische Beerenfrucht sei „also in Wirklichkeit ein aus verschiedenen Arzneidrogen und einheimischen Obstfrüchten (vermutlich Backobst) zusammengesetztes gelindes Abführmittel“.⁷⁵ Auch das Hamburgische Botanische Staatsinstitut kam bei seinen Untersuchungen zu übereinstimmenden Resultaten.⁷⁶ Der Bielefelder Chemiker Fritz Bodinus fertigte eine ausführliche Analyse des Lukutate-Marks an und kam zu dem Schluss, „daß ‚Lukutate‘ im Gesamtcharakter nicht geringe Ähnlichkeit aufweist mit dem altbekannten

‚Pulpa Tamarindorum‘ der Apotheken“.⁷⁷ Diese Veröffentlichungen ließen in Apothekerkreisen die Forderung laut werden, man möge doch durch Einsichtnahme in die Bücher der Firma Hiller Klarheit schaffen. Denn man dürfe „auf der einen Seite nicht einer Firma den guten Ruf nehmen, auf der anderen Seite aber auch nicht dulden, daß durch solche Schwindelmanöver der immer mehr in den Schmutz getretene gute Ruf unserer deutschen chem. pharmazeut. Industrie im In- und Auslande leidet“.⁷⁸ Neue Aspekte erbrachten die Untersuchungen von Christian Wimmer, einem ehemaligen Assistenten am pharmakognostischen Institut der Universität Wien, der auch an dem von Karl Linsbauer (1872–1934) herausgegebenen Handbuch der Pflanzenanatomie zu Aspekten der vergleichenden Anatomie von Früchten mitgearbeitet hatte. Er fand in den ihm vorliegenden Proben von Lukutate-Mark charakteristische Zellelemente von Durian, Papaya und einer Frucht namens „Nillu“, zu der ihm von der Fa. Hiller Vergleichsmaterial übermittelt worden war.⁷⁹ In der dann veröffentlichten Fassung seiner Untersuchung spricht Wimmer auch ausgeprägte Unterschiede zwischen einzelnen Proben der Handelsware an, welche nahelegten, dass Lukutate offenbar im Zeitverlauf keine konsistente Zusammensetzung

aufwies. Zudem geben seine Ausführungen einen guten Eindruck davon, wie außerordentlich schwierig es ist, die Zusammensetzung stark verarbeiteter Produkte pflanzlichen Ursprungs mikroskopisch zu bestimmen.⁸⁰ Den Botanikern Ernst Friedrich Gilg (1867–1933)⁸¹ und Paul Norbert Schürhoff (1878–1939)⁸² vom Botanischen Museum in Berlin gegenüber legte Hiller schließlich sogar die Rezeptur von Lukutate offen, vorgeblich weil aufgrund der gefestigten Marktsituation die bisherige Geheimhaltung nicht mehr erforderlich sei. Die verarbeiteten Früchte seien Durian, „Salpamisri oder Nilu“, sowie in saisonal unterschiedlichen Mengen Papaya, Mango und Sapote. Auch Gilg und Schürhoff betonten, „dass der Nachweis [...] indischer Früchte in der Lukutate-Marmelade auf mikroskopischem Wege ausserordentlich schwierig ist und in manchen Fällen nur durch einen besonderen Zufall ermöglicht wird“.⁸³ Daraus folgerten sie, dass es den anderen Untersuchern in Ermangelung von Vergleichsmaterial und entsprechender Kenntnisse „so gut wie unmöglich war, die indischen Früchte nachzuweisen“.⁸⁴ Dem widersprach Constant Griebel, denn die Ausführungen von Gilg und Schürhoff würden den Eindruck erwecken, „als seien die von ihnen jetzt im Lukutate-Mark aufgefundenen tropischen Früchte schon von jeher in irgendwie beachtlicher Menge darin enthalten gewesen, was aber nicht zutrifft“. Zur Frage der Nachweisbarkeit von Durian in Lukutate-Präparaten stellte er Dotierungsversuche an und konnte zeigen, dass selbst eine Beimischung von nur 1% Durianmark anhand der charakteristischen, Dextrinkörnchen und Öltröpfchen enthaltenden Arilluszellen mikroskopisch einwandfrei zu erkennen war. Gilg und Schürhoff antworteten Griebel, indem sie ausführen „daß bei der Schwierigkeit der Erkennung eine negative Angabe wissenschaftlich nicht haltbar sei.“ Weiters sei „jetzt mit Sicherheit nachgewiesen, daß in den Lukutate-Präparaten stets tropische ‚Früchte‘ enthalten sind“.⁸⁵ In seiner abschlie-



Abb. 5 Lukutate Verjüngung. 2015 über das Internet verkaufte Blechdose ohne Angabe zum weiteren Verbleib.

Benden Replik betont Griebel, dass er seine „Behauptung, die ursprünglich in den Handel gelangten Lukutate-Erzeugnisse hätten die in Betracht kommenden indischen Früchte in irgendwie beachtlichen Mengen nicht enthalten, unverändert aufrecht erhalte.“

Überdies sei „die ganze rechtliche Beurteilung des Präparates nur im Zusammenhang mit dem, was versprochen worden ist und noch versprochen wird, möglich, und hierauf kommt es praktisch allein an“.⁸⁶

Die von den Forschern eingestandene und ihren Disput befeuernde Unvollkommenheit der Analysen diente Hiller als Argument dafür, deren Aussagekraft grundsätzlich in Frage zu stellen.⁸⁷ „Entweder man findet alle 100% der Bestandteile eines untersuchten Stoffes oder aber – man enthält sich einer Begutachtung zumal eines abfälligen Urteils.“ Überdies sei „der Chemiker, der chemisch oder mikroskopisch arbeitet“, zur adäquaten Untersuchung gar nicht in der Lage, „weil Lukutate stofflich-analytisch natürlich nichts anderes ist, als andere Früchte. Vitamine [aber] lassen sich nicht stofflich analysieren“.⁸⁸ Er forderte deshalb dazu auf, den „neuen Stern am Firmament der Volksheilkunde nicht deshalb zu verurteilen, weil er nicht wissenschaftlich sanktioniert ist.“ Dem Publikum gegenüber aber stilisierte man die Ergebnisse der Untersuchungen zu Wirksamkeitsnachweisen um, wobei die damit verbundenen Werbeaussagen bereits quasireligiöse Züge annehmen.⁸⁹ Als angebliches Wirkprinzip der Lukutate wurden von Hiller und seinen Unterstützern wechselweise ein neu entdecktes Alkaloid,⁹⁰ das neu entdeckte Vitamin 5 bzw. V wie Verjüngung oder gar die Anreicherung von Radium in der Pflanze präsentiert.⁹¹

Düfte von scharfen Zwiebeln

Um Art und Herkunft der geheimnisvollen Frucht Lukutate aufzuklären, wurden sogar Gewährsleute im fernen Osten wie der deutsche Generalkonsul in Kalkutta⁹² oder der in Bangkok tätige irische Arzt und Botaniker Arthur

Francis George Kerr (1877–1942)⁹³ konsultiert – wenig überraschend mit negativem Ergebnis. Da sich nun der Zweifel an der wahren Herkunft und der Wirksamkeit von Lukutate mehrte, sah sich Hiller veranlasst, in Inseraten angebliche Zuschriften von Ärzten abdrucken zu lassen. Einer von diesen, so wurde behauptet, habe sogar selbst die Früchte in Indien verzehrt und wollte wegen der drüsenanregenden, das Allgemeinbefinden steigenden Wirkung „die Zusammensetzung, die Sie für Lukutate gewählt haben, eine glückliche nennen“.⁹⁴ Allzu glücklich scheint die Zusammensetzung dennoch nicht gewesen zu sein, da von diesem vorgeblich unter „der ständigen Kontrolle eines beeidigten Nahrungsmittel-Chemikers u. mehrerer Ärzte“ hergestellten Präparat vereinzelt auch vergorene und verschimmelte Packungen, mithin ein „schlechtes, in Gärung übergegangenes Fruchtmus“ im Handel auftauchten.⁹⁵

Während sich der Haeckel-Schüler Schmidt noch bemühte, die Herkunft des Wortes Lukutate zu deuten,⁹⁶ brachte Hiller die Lukutate-Frucht elegant zum Verschwinden. Der Schutz seiner Geschäftsinteressen habe ihn dazu bewogen, den Weg der Geheimhaltung zu wählen, jetzt aber, da Konkurrenz und Nachahmung ausgeschaltet seien, könne er die wahre Zusammensetzung offenlegen. Die wirksamen Agentien seien, wie er zunächst nur ausgewählten Fachleuten unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, insbesondere die indischen Früchte Durian und „Salpamisri oder Nillu“, welche in ihrer Heimat als wirksame und dabei unschädliche Aphrodisiaka verwendet würden.⁹⁷ Als Zeugen für die lebensverlängernde Wirkung des Durian, der nun die imaginäre Lukutate ablöste, sollten die beiden Naturforscher Ernst Haeckel (1834–1919) und Alfred Russel Wallace (1823–1913) herhalten, die beide ein bemerkenswert hohes Alter erreicht hatten.⁹⁸ Hinsichtlich Haeckels musste Schmidt klar widersprechen, denn dieser hatte den an Geruch und Geschmack stark gewöhnungsbedürf-

tigen Durian⁹⁹ nur einmal gekostet, ohne daran Gefallen gefunden zu haben.¹⁰⁰ Zumindest Wallace war ein begeisterter Genießer des Durian, selbst wenn es nur eine Liebe auf den zweiten Blick war.¹⁰¹ Durian weist zahlreiche volksmedizinische Indikationen auf und enthält pharmakologisch interessante Substanzen,¹⁰² aber das gesuchte Verjüngungsmittel war und ist es zweifellos nicht.

Geheimmittel, Arznei oder Nahrung?

Die rechtliche Zulässigkeit von bestimmten Anpreisungen ist damals wie heute im Hinblick auf die Einstufung des jeweiligen Präparates zu beurteilen, woraus für Hillers Geschäftsidee zwei Problemfelder erwuchsen: Einerseits drohte eine Einstufung von Lukutate als Arzneimittel und andererseits konnte die Bewerbung aufgrund ihres Charakters als Geheimmittel verboten werden. Mit allgemein gehaltenen Formulierungen wie „Verjüngung durch Reinigung“ umschiffte Hiller, wie auch ein Gutachter konstatierte,¹⁰³ geschickt die Klippe der Heil-anpreisung. Zudem versuchte er, Lukutate in Inseraten und Aussendungen explizit zum Nahrungsmittel zu erklären.¹⁰⁴ Es sei ein „Stärkungsmittel“, ein „Drüsenmittel“, ein „Vitaminfaktor“, und seine Heilerfolge seien lediglich als „allerdings wundervolle Nebenerscheinungen“ anzusehen.¹⁰⁵ Gegenüber der Kritik eines Konkurrenten aus der Nahrungsmittelindustrie betonte Hiller hingegen wieder den Vertriebsweg über Drogisten und Apotheken.¹⁰⁶

Als den Zeitungen und Magazinen der Abdruck von Inseraten für das Geheimmittel Lukutate ohne behördliche Genehmigung untersagt wurde,¹⁰⁷ wandte Hiller zunächst ein, dass durch die mittlerweile veröffentlichten Untersuchungen von Gilg und Schürhoff sowie von Wimmer von einem Geheimmittel ohnehin keine Rede mehr sein könne.¹⁰⁸ Schließlich teilten die Wilhelm Hiller Nahrungsmittel-Werke gegen Ende August 1928 dem Hamburger Gesundheitsamt mit, „dass

sämtliche Lukutate-Erzeugnisse seit einer Reihe von Wochen in deutlich erkennbarer Weise Angaben über Bestandteile und Gewichtsmengen enthalten“, wodurch eine Bewerbung über Zeitungsanzeigen wieder zulässig sei.¹⁰⁹ Kritiker hatten dagegen schon zuvor eingewendet, dass auch für „ein Nährpräparat nach Art des Lukutate“ keine Bewerbung in der Fach- und Laienpresse stattfinden solle, wenn dieses nicht zuvor von „den staatlichen Untersuchungsanstalten gewissermaßen approbiert worden“ sei.¹¹⁰

Im Unterschied zu Deutschland, das hinsichtlich der rechtlichen Regelung des Umgangs mit Geheimmitteln und Fertigarzneimitteln noch einen weiten Weg vor sich hatte,¹¹¹ bot sich anderen Ländern die Möglichkeit zu einer energischeren Vorgehensweise. In der Schweiz wurden bereits im September 1927 die Ankündigung und der Verkauf von Lukutate untersagt,¹¹² und in Österreich wurde der Handel mit Lukutate im Dezember desselben Jahres auf dem Erlassweg verboten.¹¹³ Grundlage dafür waren eine Verordnung aus dem Jahr 1883, welche den Handel mit Geheimmitteln untersagte¹¹⁴ und eine Zollverordnung vom Sommer 1927, mit der die Einfuhr von Geheimmitteln verboten wurde.¹¹⁵ Der Rückgriff auf eine Verordnung aus dem Kaiserreich mag zunächst überraschen, weil sich in naheliegender Weise die österreichische Spezialitätenordnung von 1920 als Rechtsgrundlage angeboten hätte,¹¹⁶ mit der der „Vertrieb von pharmazeutischen Spezialitäten im allgemeinen Apothekenverkehre“ ohne vorherige Zulassung unter Verbot gestellt wurde.¹¹⁷ Möglicherweise war es aber der breitere definitorische Rahmen der älteren Bestimmung, der zu dieser Entscheidung Anlass gab.¹¹⁸ Als die Firma Hiller daraufhin versuchte, mit der Titulierung des Präparates als „Lukutate-Diätetikum“ das Vertriebsverbot auszuhebeln, wurde dieses vorbehaltlich neuerlicher Überprüfung weiterhin aufrecht erhalten.¹¹⁹ Das Einfuhrverbot für Geheimmittel aus 1927 lässt im Übrigen noch den Geist der frühen Jahre der Ersten Re-

publik erkennen. Nicht nur mutmaßlich gesundheitsschädliche Produkte unbekannter Zusammensetzung durften nicht importiert werden, sondern auch solche, die „durch die Art ihrer Anpreisung zur Ausbeutung oder Irreführung dienen“.

In Deutschland war Wilhelm Hiller Anfang 1927 einer Verurteilung wegen „Irreführung von mindergebildeten Personen“ durch marktschreierische Anpreisung von Brotella als Mittel gegen Nervenleiden aufgrund von Verstopfungen nur knapp entgangen.¹²⁰ Schließlich aber nahm auch hier das Unvermeidliche seinen Lauf: Während in der *Münchener Illustrierten* noch am 14. Mai 1928 ein Bericht über „überraschende Heilerfolge selbst bei Zuckerkrankheit“ erschien,¹²¹ war in Hannover bereits im Februar ein Verfahren wegen Verdachts auf Betrug und unlauteren Wettbewerb gegen den Erfinder der Lukutate eröffnet worden,¹²² in dessen Zuge er im Mai verhaftet werden sollte. Dem entzog sich Hiller, indem er von einem Auslandsaufenthalt, den er angeblich wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes angetreten hatte, nicht mehr zurückkehrte.¹²³

„Lukutate has come to America“¹²⁴

Der in Deutschland gesunkene Stern der Lukutate ging aber anderenorts sozusagen „herrlich verjüngt“ wieder auf. In Ländern wie Brasilien¹²⁵ und Spanien¹²⁶ wurden Inserate für Lukutate in Zeitungen geschaltet und in Dänemark wurde die Wortmarke Lukutate im August 1928 angemeldet.¹²⁷ Im selben Jahr wurde von Gagners Artikel von dem einschlägig als Proponent fragwürdiger Wunderarzneien bekannten Dr. Hugo R. Fack in englische Sprache übersetzt.¹²⁸ Eine Lukutate Corporation of America schaltete ab 1929 Inserate für diese „new vitamin discovery“, deren „remarkable powers to rejuvenate and revitalize the human system“ von deutschen Wissenschaftlern nachgewiesen worden seien.¹²⁹ Die Behauptung, man verfüge über zahlreiche Berichte, wonach graues Haar

wieder jugendliche Farbe angenommen habe, kann als puritanisch verbrämte Umschreibung der angeblichen Wirkung auf die Geschlechtsdrüsen gelesen werden¹³⁰ und greift eine zuvor bereits in Deutschland verwendete Werbeaussage wieder auf.¹³¹ Das Bureau of Investigation¹³² der American Medical Association kritisierte diese Art von Wissenstransfer scharf.¹³³ Anfang 1930 wurde Lukutate von einem Austin W. Landquist als Handelsmarke angemeldet.¹³⁴

Nachdem aber Lukutate auch in Amerika in den „limbo of forgotten nostrums“ zurückgekehrt war, feierte es 1932 als Dur-Inda, einer „compact, concentrated tablet containing 100% Oriental fruits“ wundersame Auferstehung.¹³⁵ Der Hersteller, die Durian Corporation of America, versuchte Ärzte und andere Interessierte dazu zu gewinnen, Anteilsscheine am Unternehmen zu zeichnen.¹³⁶ Der namensgebende Bestandteil Durian wurde als „a veritable storage battery of dynamic power that needs but to be absorbed by the human system to transform itself into amazing vitality“ angepriesen und wieder wurden Naturvölker, deren Angehörige durch den Genuss von Durian ein praktisch krankheitsfreies Leben führten und mühelos 100 Jahre und mehr alt wurden als Zeugen bemüht. Das Bureau of Investigation trat auch gegen dieses Revival energisch auf.¹³⁷ Die Spuren von Lukutate und Dur-Inda verlieren sich dann im Dunkel, wohl auch, weil sie nach Einstellung der Marketingaktivitäten schließlich in Vergessenheit gerieten.

„Die Dummen bleiben immer dieselben“¹³⁸

Obwohl der „Lukutate-Hype“ in Deutschland nicht einmal zwei Jahre anhielt, hinterließ er doch deutliche Spuren im Schrifttum. In *Gehes Codex*¹³⁹ und bei Thoms¹⁴⁰ wurde Lukutate in Monographien abgehandelt. Selbst der *Große Brockhaus* notierte noch 1930 unter dem Stichwort Durio, dass dieser in dem angeblichen Verjüngungsmittel Lukutate enthalten

sein solle.¹⁴¹ Bereits 1931 wurde in einer bemerkenswerten Abhandlung über den Zusammenhang zwischen „Volksmentalität“ und Reklame der Erfolg von Lukutate aus märchenkundlicher Sicht analysiert.¹⁴² Und als der *Spiegel* 1964 aus Anlass der Debatte über ein zeitgemäßes Heilmittelwerbegesetz¹⁴³ Beispiele skrupelloser Werbung für fragwürdige Mittelchen aufzeigte, durfte Lukutate selbstverständlich nicht fehlen.¹⁴⁴

Auch heute noch und womöglich mehr denn je steht der Apothekerstand im Spannungsfeld zwischen kommerziellen und gesundheitspolitischen Interessen und läuft Gefahr, des hohen, in ihn gesetzten Vertrauens¹⁴⁵ verlustig zu gehen.¹⁴⁶ Obwohl der Wundergläubigkeit des Publikums nach wie vor kaum Grenzen gesetzt sind¹⁴⁷ und seine Hoffnungen von anderen schamlos ausgenutzt werden, ist es nach wie vor Standespflicht zumindest dem größten Unfug nach Kräften entgegenzuwirken. Der wundersame Jungbrunnen, den Lucas Cranach d. Ä. (1472–1553) schon zu Beginn der Neuzeit so trefflich ins Bild setzte, wird wohl für immer eine Wunschvorstellung bleiben. So bleibt als Trost nur der Ratsschlag, den der österreichische Arzt und Essayist Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806–1846) in Anlehnung an Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836)¹⁴⁸ gibt: „Das ganze Geheimnis sein Leben zu verlängern, besteht darin: es nicht zu verkürzen“.¹⁴⁹

Diskussion

Der alte Menschheitstraum von der ewigen Jugend befeuerte in den 1920er Jahren einen dreisten Betrug mit einem vorgeblichen Verjüngungsmittel. Lukutate wurde mit einem bis dahin beisspiellosen Aufwand und durchaus fragwürdigen Methoden beworben. Führende Vertreter der pharmazeutischen Chemie und der Pharmakognosie trugen maßgeblich dazu bei, dem Schwindel ein Ende zu bereiten. Heute wie damals steht die Apothekerschaft im Spannungsfeld zwischen kommerziellen und gesundheitspolitischen Interessen und muss

ihre verantwortungsvolle Beratungstätigkeit zum Wohle des Patienten auf rationaler, naturwissenschaftlicher Basis ausüben.

Summary

During the 1920ies Lukutate, a purportedly rejuvenating nostrum was marketed in Germany by means of a hitherto unprecedented campaign and garnered immense publicity. Pharmacists and botanists contributed to the disclosure of the underlying fraud. As was the case almost 100 years ago even today pharmacists are still caught between commercial interests and professional responsibilities and should advise their patients in the best possible way on a scientific, rational basis.

Keywords

Lukutate, Wilhelm Hiller, nostrum, rejuvenating, medical fraud, Durio sp.

Verwendete Archivalien

DAM Dt. Apotheken-Museum Heidelberg, Inv.-Nr. VII A 767c (aus dem Nachlass Fr. Scheer). StAH Staatsarchiv Hamburg 352-3 Medizinalkollegium I 01/76.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Lukutate Verjüngung. Plakat von Hans Friedrich [wie Anm. 34].
- Abb. 2 Die imaginäre Lukutate-Beere. Naturgemäße Verjüngung von Mann und Weib. Zeitungsausschnitt ohne Herkunftsangabe (Sammlung Langebner).
- Abb. 3 Wählen Sie Ihr eigenes Alter! Zeitschrifteninserat [wie Anm. 26].
- Abb. 4 Naturbursche und Büromensch. Wie kann man sich verjüngen? Zeitschrifteninserat [wie Anm. 27].
- Abb. 5 Lukutate Verjüngung. 2015 über das Internet verkaufte Blechdose ohne Angabe zum weiteren Verbleib.

Anmerkungen

- 1 Aufwärts. Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes 5 (1952), Nr. 12, S. 4.
- 2 Lucian Boia: Forever young. A cultural history of longevity. London 2004 u. Ralph Trüeb: Anti-Aging: von der Antike bis zur Moderne. Darmstadt 2006.
- 3 [Charles Edouard] Brown-Séquard: Des ef-fets produits chez l’homme par injections sous-cutanées d’un liquide retire des testicules frais de cobaye et de chien. In: Comptes rendus des séances de la Société de biologie et de ses filiales 41 (1889), S. 415–422.
- 4 Ähnliche „Frischzellenkuren“ kamen auch in den 1950er Jahren im Rahmen von „Revitalisierung“ und „Anti-Aging“ wieder auf, konnten aber 1957 durch wissenschaftliche Überprüfungen entzaubert werden, s. Hans-Georg Hofer: Frischzellen-Fama. Paul Niehans und die westdeutsche Aufbaugesellschaft der 1950er Jahre. In: Nicholas Eschenbruch / Viola Balz / Ulrike Klöppel /

- Marion Hulverscheidt (Hrsg.): Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Bielefeld 2009, S. 229–253. Erstaunlicherweise erfreuen sich „Frischzellenkuren“ offenbar auch heute noch großer Beliebtheit. Denn erst vor kurzem erging dazu eine behördliche Warnung unter Hinweis auf eine negativ ausgefallene Nutzen/Risiko-Bewertung, s. Kurzfassung der Gutachten des PEI und BfArM zur parenteralen Anwendung von Frischzellen und xenogenen Organextrakten beim Menschen. Erlass des BMG vom 20.07.2016, Geschäftszeichen 111-41021-03. <http://www.bundesgesundheitsministerium.de/service/publikationen/gesundheitsdetails.html?bmg%5Bpubid%5D=2972> (letzter Zugriff: 7.3.2018).
- 5 S. dazu Heiko Stoff: Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Köln 2004, S. 26–30 u. Ilia Stambler: A History of Life-Extensionism in the Twentieth Century. PhD Diss., Bar-Ilan University, Ramat Gan (Israel) 2014, S. 28–30.
 - 6 Als Ernst Laqueur (1880–1947) 1935 das von ihm so benannte Hormon Testosteron isolierte und charakterisierte, benötigte er als Ausgangsmaterial für die Gewinnung von 10 mg Reinsubstanz 100 kg Stierhoden, s. Holm-Dietmar Schwarz: [Artikel] Laqueur, Ernst. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 13. Berlin 1982, S. 633f. Für die Substitutionstherapie bei männlichem Hypogonadismus werden alle zehn Wochen 1.000 mg Testosteronundecanoat (entsprechend 631,5 mg Testosteron) intramuskulär verabreicht (Fachinformation Nebido®, Stand der Information: November 2016). Es ist daher unwahrscheinlich, dass durch die subkutane Injektion einer filtrierten Aufschwemmung eines frisch zerquetschten Hodens vom Hund bzw. vom Meerschweinchen in 2–3 Milliliter Wasser pharmakologisch relevante Mengen an Testosteron zugeführt werden können.
 - 7 Zu beiden s. Stoff [wie Anm. 5], S. 30–55 u. Stambler [wie Anm. 5], S. 30–37.
 - 8 Eugen Steinach: Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternden Pubertätsdrüse. In: Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen 46 (1920), S. 557–610.
 - 9 Samenverlust als Ursache von Krankheit und Schwäche diente bereits im 18. und 19. Jahrhundert als ein bedeutsames medizinisches Argument im Kampf gegen sexuelle Ausschweifungen und insbesondere gegen die Onanie, s. Michael Stolberg: Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit. Köln 2003, S. 261–281. Viceversa bildeten die Retention der Samenflüssigkeit durch Enthaltbarkeit oder die Hemmung der „außensekretorischen“ Aktivität durch Steinach’sche Vasoligatur die argumentative Grundlage für die postulierte Stärkung der „innersekretorischen“ Aktivität der „Pubertätsdrüse“.
 - 10 S. z. B. Morris Fishbein: The new medical follies. New York 1927, S. 98–107.
 - 11 S. z. B. Gustav von Gager: Lukutate. Das Verjüngungsproblem gelöst? In: Badener Zeitung vom 6.4.1927, S. 1f.

12 Dieses Argument ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Denn es bot einerseits ein Identifikationsmuster für die Anhänger der zu dieser Zeit erstarkenden Lebensreformbewegung, s. Florentine Fritzen: Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006. Andererseits konnte es auch als Erklärung für ein allfälliges Versagen der Lukutate-Kur bei den durch die Zivilisation degenerierten Patienten dienen.

13 Der Zeitungs-Verlag Nr. 34 vom 26.8.1927, Sp. 2019f.

14 N. N.: Lukutate redaktionell. In: Der Zeitungs-Verlag Nr. 21 vom 27.5.1927, Sp. 1073.

15 Die Namensgleichheit mit dem österreichischen Reise- und Jagdschriftsteller Friedrich von Gager (1882–1947) wurde offenbar bewusst genutzt, um diesen Eindruck zu bestärken und bewog denselben zu einer heftigen Gegendarstellung, s. Wild und Hund 34 (1928), S. 147.

16 Nach einer Mitteilung von Fritz Schoppe, dem Inhaber der gleichnamigen Keks & Fruchtpastenfabrik in Hannover, handelte es sich um einen am 12.2.1898 in Kairo geborenen, in Hannover gemeldeten Kaufmann, der noch nie in Indien gewesen war, s. DAM Bl. 3 (undatiert). Im Adressbuch für Hannover 1928 (Verlag Berthold Pokrantz, Abt. III, S. 136), ist eine Clotilde Freifrau von Gager ausgewiesen. Ein Gustav von Gager ist nicht verzeichnet.

17 Revue des Monats (Berlin) Nr. 9 Juli 1927, S. 993f., hier S. 994.

18 Uhu 3 (1926/27), Heft 12 vom September 1927, S. 114.

19 Nach Firmenangaben „eine indische Bienenfrucht, die besonders in den Höhenlagen der Insel Ceylon, Südindien und in der Provinz Shuria-Ghatti wächst. Die reife Frucht soll dunkelbraun und doppelt so groß als unsere Brombeere sein,“ s. Apotheker Zeitung 60 (1927), S. 886.

20 S. z. B. StAH Bl. 1–20. In einem besonders bedenklichen Inserat versuchte Hiller besorgten Müttern Brotella als Mittel der Wahl für Kinder mit Verdauungsproblemen schmackhaft zu machen und stilisierte ihren Einsatz geradezu zu einer Angelegenheit von staatstragender Bedeutung: „Macht Brotella zu Eurer deutschen Nationalspeise für die ganze Familie. Ihr werdet Brotella dankbar sein.“, s. <http://picclick.de/HANNOVER-Werbung-1926-Wilhelm-Hiller-Chemische-Fabrik-172213286534.html> (letzter Zugriff: 7.3.2018).

21 „Die Verhältnisse liegen doch so, daß die Zeitungen den freien Raum bedrucken müssen, und da bleibt es sich doch schließlich gleich, ob irgendeine belanglose Abhandlung über Tagesereignisse oder in angemessenen Grenzen der Reklame-Artikel eines Großinserenten veröffentlicht wird; die Druckkosten sind in beiden Fällen die gleichen, nur wird durch die Veröffentlichung der Reklame-Notiz dem Großinserenten ein Gefallen erwiesen, für den er sich zweifellos erkenntlich zeigen wird“, s. Der Zeitungs-Verlag Nr. 36 vom 3.9.1926, Sp. 1895.

22 Hiller bediente sich dabei zeitweilig der Berliner Presse-Korrespondenz, deren Geschäftspraktiken bereits zuvor Gegenstand der Kritik waren, s. Der Zeitungs-Verlag Nr. 40 vom 7.10.1927, Sp. 2336. Später wurde dieses Geschäftsmodell auch im Zusammenhang mit einem Haarwuchselixir von Dr. Müller & Co., Berlin angewendet, s. Der Zeitungs-Verlag Nr. 18 vom 5.5.1928, Sp. 914.

23 Der Begriff „advertorial“ findet sich 1946 erstmals in *Merriam-Webster’s Dictionary* und meint eine hybride Werbeform, bei der Inhalte, die eigentlich Werbung sind, als redaktionelles Programm deklariert werden, s. Gabriele Siegert / Dieter Brecheis: Werbung in der Medien- und Informationsgesellschaft. 3. Aufl. Wiesbaden 2017, S. 23–27.

24 Während man damals „diese Verquickung von Textmaterial und Anzeigenraum“ als absolut unzulässig empfand, s. Der Zeitungs-Verlag Nr. 45 vom 5.11.1926, Sp. 2378, wird diese Koppelung mittlerweile selbst von Höchstgerichten als rechtlich unbedenklich angesehen. In einem vielfach kritisierten Urteil hat der Österreichische Oberste Gerichtshof im September 2016 in der Rechtssache 40b60/16a entschieden, dass bei „Gefälligkeitsartikeln“, die im Gegenzug für gebuchte Inserate erscheinen, keine gesetzliche Kennzeichnungspflicht bestehe.

25 Später wurde auch versucht, über eine Deutsche Wohlfahrts-Kanzlei Dr. Hotz, Rudolstadt, ähnliche Aufsätze zu lancieren, s. Der Zeitungs-Verlag Nr. 22 vom 3.6.1927, Sp. 1139.

26 Der Querschnitt 7 (1927) Heft 7, vor S. 487 und ebenso in Uhu 3 (1926/27) Heft 11 vom August 1927, unmittelbar nach der Titelseite.

27 Der Querschnitt 7 (1927) Heft 8, vor S. 567 und ebenso in Uhu 3 (1926/27) Heft 10 vom Juli 1927, im Werbeblock am Ende des Heftes.

28 Der Querschnitt 7 (1927) Heft 12, vor S. 895.

29 Der Querschnitt 7 (1927) Heft 11, vor S. 811.

30 Hamburger Nachrichten vom 17.9.1927 (StAH Bl. 3).

31 Der Querschnitt 7 (1927) Heft 10, vor S. 729.

32 So z. B. in der Danziger Volksstimme vom 21.7.1927, S. 6 und im Namslauer Stadtblatt vom 15.9.1927.

33 Drogisten Zeitung (Wien) 42 (1927), Nr. 16 vom 31.8.1927, S. 317.

34 Das farbige Plakat im Format 70 x 99 cm wurde von dem Kunstmaler Hans Friedrich (1887–1967) gestaltet und von der Kunst-druckanstalt Wezel & Naumann, Leipzig, hergestellt. Im Dezember 2013 wurden im Rahmen einer spektakulären Auktion in New York Teile der Plakatsammlung des Wiener Industriellen Julius Paul (1868–1938) versteigert, darunter als lot 315 ein Exemplar des Lukutate-Plakates, s. Auktionskatalog auf der Website der Swann Auction Galleries (<http://catalogue.swanngalleries.com/asp/searchresults>).

asp?st=D&pg=1&sale_no=2336&ps=10 letzter Zugriff: 7.3.2018).

35 „Die Reklame setzte auch pünktlich ein: In den Schaufenstern der meisten Apotheken und Drogerien kann man die Riesenschachtel mit dem Lukutate-Bild sehen: ein mit allen Reizen der Jugend ausgestattetes indisches Mädchen mit der einer überlebensgroßen Himbeere ähnlich sehenden Lukutatefrucht. Im Hintergrund der indischen Landschaft lächelt ein Elefant mit einem Gesicht, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des lustigen Alten vom Kruschensalz in der anderen Schaufensterecke hat – als ob sie einander kennen würden“, s. Edmund Guggenberger: Lukutate – die Verjüngungsfrucht (Ein Steckbrief). In: Tagespost (Linz) vom 30.9.1927, S. 1f.

36 „In den Schaufenstern vieler Apotheken stand ein riesiger Elefant, auf dem ein Indianer mit einem Turban und einem Speer saß, und darunter hieß es: Die Kraft dieses Elefanten, das ist Lukutate,“ s. Gad Granach: Heimat los! Aus dem Leben eines jüdischen Emigranten. Augsburg 1997, S. 18. Und ein Anonymus reimte: „Es steht in jeder Drogerie, Ein ries’ges Elefantenvieh, Und drunter heißt’s auf ‚nem Plakate: So alt wirst Du durch Lukutate!“, s. N. N.: Epilog zum Jahr 1927. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift 54 (1928), S. 243.

37 „Eine Unmenge Broschüren, der verschiedensten Art wurden von Haus zu Haus verteilt, Tageszeitungen berichteten ahnungslos über dieses aufsehenerregende Mittel. Auslagen in Apotheken und Drogerien wurden mit großem Reklamematerial, gewöhnlich mit einem großen Elefanten ausgestattet. Die Folge davon: Lukutate fand reißenden Absatz, ja ich konnte gelegentlich der Apothekenvisitationen Privat- und Krankenkassenrezepte sehen, die Lukutate verschrieben enthielten“, s. Otto Hoyer: Über Geheimmittel und ihre schädigenden Auswirkungen. In: Drogisten Zeitung (Wien) 49 (1934) Nr. 1 vom 15.1.1934, S. 1–4 hier S. 1f.

38 Textzeile aus dem Foxtrott „Mein Papagei frisst keine harten Eier“ [wie Anm. 48].

39 Alfred Döblin / Werner Stauffacher (Hrsg.): Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf. München 2001, S. 52.

40 Gad (urspr. Gerhard) Granach war der Sohn des bekannten Schauspielers Alexander Granach und der Martha Granach (geb. Guttman), die sich allerdings bereits 1921 von dem für seine Eskapaden bekannten, aufstrebenden Star wieder trennte.

41 „Angeblich in Indien gesammelte, alphe-tisch oder sonstwie geordnete grüne Pflänzchen wurden zu Marmelade verarbeitet. Ich bin sicher, es waren nur Kohlköpfe aus Berlin. Aber meine Mutter kaufte alles: Lukutate-Marmelade, Lukutate-Kuchen, Lukutate-Bonbons, Lukutate-Creme, Lukutate-Pulver. Wir verwendeten es innerlich und äußerlich, und ich glaubte schon, mir wachsen bald die Stoßzähne eines Elefanten. Lukutate war phantastisch, aber die Menschheit ist davon nicht klüger

- geworden.“, s. Granach [wie Anm. 36], S. 18.
- 42 Arbeiter Zeitung (Wien) vom 28.8.1928, S. 7.
- 43 Die Muskete (Wien) vom 23.2.1928, S. 2.
- 44 So z. B.: „Unsere heirlatslust 'ge Kate, / Fängt den Mann mit Lukutate. / Alpinisten auf dem Krate, / Stärken sich mit Lukutate, ...“, s. Nebelspalter 53 (1927) Nr. 44, S.15.
- 45 „Det ick schon alt bin, macht mir Schmerz, / nu las ick große Inserate: / „Wir schaffen dir 'n junges Herz!“ / Drum fraß ich fleißig „Lukutate“. / Jedoch mein Staunen war sehr groß: / Vorn war die Wirkung nicht zu fassen, / bei mir, da wirkt's von hinten bloß – / mir ham se als geheilt entlassen!“, s. „Mir ham se als geheilt entlassen!“ Burlesker Original-Vortrag. Text und Melodie von Otto Reutter. Musikverlag Teich/Danner Nr. 361. Tondokument abrufbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=rEddcej8CTI> (letzter Zugriff: 7.3.2018), dort als letzte Strophe.
- 46 S. N. N. [wie Anm. 36].
- 47 Zu Nahrungs- und Genussmitteln als Aphrodisiaka s. z. B. Magnus Hirschfeld / Richard Linsert: Liebesmittel. Eine Darstellung der geschlechtlichen Reizmittel. Berlin 1930, S. 65–107.
- 48 Musik: Walter Kollo, Text: Hermann Frey. Tondokument abrufbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=LOj1Qd1p-TY> (letzter Zugriff: 7.3.2018).
- 49 S. Österreichische Nationalbibliothek: Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich. Personenlexikon (http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/G/Guggenberger_Edmund.htm, letzter Zugriff: 7.3.2018).
- 50 „Geld kann vieles in der Welt, Jugend kauft man nicht um Geld!“, s. Duett der Jugend und des Fortunatus Wurzel. In: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär. Zaubermärchen mit Gesang in drei Aufzügen von Ferdinand Raimund (Uraufführung: Wien, 10.11.1826).
- 51 Guggenberger [wie Anm. 35].
- 52 Friedrich Scheer: An die Schriftleitung. Briefkonzept (ca. Februar 1928), s. DAM Bl. 11v.
- 53 DAM Bl. 4–8.
- 54 [Holm-Dietmar] Schwarz: Artikel Scheer, Friedrich. In: Wolf-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker Biographie. Erg.-B. 1. Stuttgart 1986, S. 384f.
- 55 Im Nachlass von Friedrich Scheer, der im Deutschen Apotheken Museum Heidelberg archiviert ist, findet sich umfangreiches Material zu Lukutate (Inv.-Nr. VII A 767c).
- 56 Fr[iedrich] Scheer: Lukutate. Ein Schulbeispiel für ein zu gebendes Spezialitätengesetz. In: Pharmazeutische Zeitung 43 (1928), S. 174–176, hier S. 176.
- 57 Erich Leimkugel erwarb 1907 die Einhorn-Apotheke in Essen. Er war ein Pionier des Freiballon-Sports, engagierte sich ab 1935 in der Widerstandsbewegung gegen das nationalsozialistische Regime und war nach dem Krieg ein Förderer der Till-Eulenspiegel-Forschung, s. [Holm-Dietmar] Schwarz: [Artikel] Leimkugel, Erich. In: Wolfgang-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker Biographie. Erg.-B. 1. Stuttgart 1986, S. 276.
- 58 Erich Leimkugel: Brief an Friedrich Scheer vom 25.2.1928, s. DAM Bl. 21.
- 59 S. Norddeutsches Aerzteblatt vom 11.3.1928 (StAH Bl. 51): „Wenn dies deutlich in der Apotheker-Zeitung zu lesen ist, ist man umso mehr überrascht, wenn man in der Apotheke an der Bürgerweide, fast das ganze Schaufenster ausfüllend, das Bild eines Riesenelefanten findet, der laut Beschreibung sich an der köstlichen Wunderpflanze Lukutate gütlich tut und damit klugerweise sein Leben auf ein Methusalemalter bringt. Listig blinzeln seine Augen, als wenn er fragen wollte, welcher Dumme kann wohl solcher Lockung widerstehen?“
- 60 S. Norddeutsches Aerzteblatt vom 16.10.1927 (StAH Bl. 14): „Diese Dinge sind nicht billig, aber, was bezahlt der kluge Europäer nicht gern, wenn ihm irgendetwas Ausländisches als Lebens- und Verjüngungselixier mit merkwürdigem unverständlichem Namen angepriesen wird!“
- 61 Deutsche medizinische Wochenschrift 56 (1930), S. 1318f.
- 62 Carsten Timmermann: Weimar Medical Culture. Doctors, Healers, and the Crisis of Medicine in Interwar Germany, 1918–1933. PhD diss. (University of Manchester) 1999, hier S. 147–156.
- 63 Der Zeitungs-Verlag Nr. 34 vom 26.8.1927, Sp. 2019.
- 64 N. N.: Lukutate-Hiller besucht die DGBK. In: Der Gesundheitslehrer 30 (1927) Nr. 19 vom 1.10.1927, S. 178f.
- 65 Deutsche Biographische Enzyklopädie. Bd. 9. München 1998, S. 220.
- 66 Julius Schwalbe: Lukutate – ein neues Schulbeispiel für das deutsche Geheimmittelwesen und die Unzulänglichkeit seiner Bekämpfung. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift 54 (1928), S. 238–240, S. 279–280, S. 401f. und S. 622–625.
- 67 Heinrich Schmidt: Meine Stellung in der Lukutate-Frage. Offener Brief an Herrn Geheimen Sanitätsrat Prof. Dr. J. Schwalbe, Herausgeber der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, Berlin. In: Biologische Heilkunst 9 (1928), S. 319–321, hier S. 320.
- 68 Hinsichtlich der postulierten gesundheitsfördernden und leistungssteigernden Wirkung meint Schmidt abschließend: „Wenn uns Lukutate dazu verhilft, sei es auch nur mit Hilfe suggestiver Verheißungen, deren große Rolle in der Medizin nicht geleugnet werden kann, dann Heil ihr!“, s. Heinrich Schmidt: Das Geheimnis der „Lukutate“. In: Urania 4 (1927/28), S. 170–178, hier S. 178.
- 69 Heinrich Schmidt: Ernst Haeckel, Wallace – und Lukutate. In: Der Jungdeutsche. Nr. 45 vom 23.2.1928, s. DAM Bl. 33.
- 70 „Einige geschäftstüchtige Laienpraktiker und ein paar kritiklose ‚Reformärzte‘ berichten bereits, kaum daß ‚Lukutate‘ einige Wochen heraus ist, ‚begeistert über die Erfolge‘. Ist das nicht ein himmelschreiender Skandal? Wie wollen sie in der kurzen Zeit ein Urteil fällen können? Um zu einem Schluß über den Wert oder Unwert der ‚Lukutate‘ zu kommen, sind doch Jahre nötig!“, s. H[ans] Balzli: „Verjüngung“ und kein Ende! Oder: Reformertum und Geschäft. In: Homöopathische Monatsblätter 52 (1927), S. 102–105, hier S. 105.
- 71 Homöopathische Monatsblätter 52 (1927), S. 127f., hier S. 127.
- 72 [Günter] Kallinich: Artikel Kroeber, Ludwig Georg. In: Wolfgang-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker Biographie. Bd. 1. Stuttgart 1975, S. 347.
- 73 Ludwig Kröber: Lukutate. In: Pharmazeutische Zeitung 72 (1927), S. 997.
- 74 [Holm-Dietmar] Schwarz: Artikel Griebel, Constant Victor Eduard. In: Wolfgang-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker Biographie. Erg.-B. 1. Stuttgart 1986, S. 158f.
- 75 C[onstant] Griebel: Was ist Lukutate? In: Apotheker Zeitung 42 (1927), S. 1011.
- 76 StAH Bl. 18v–19.
- 77 N. N.: Über Lukutate (Mitteilung aus dem öffentl. chem. Laboratorium Dr. Bodinus-Bielefeld.). In: Pharmazeutische Zeitung 72 (1927), S. 1095f.
- 78 Pharmazeutische Zeitung 72 (1927), S. 1140.
- 79 Christian Wimmer: Kurzer Bericht über die Ergebnisse meiner Untersuchungen über „Lukutate“ (Abschrift vom 1.12.1927), s. StAH Bl. 29–32.
- 80 Christian Wimmer: Ergebnisse meiner Untersuchungen über Lukutate. In: Apotheker Zeitung 43 (1928), S. 279–283, hier S. 281.
- 81 Gilg war auch der Autor eines Lehrbuchs der Pharmakognosie (1. Auflage Berlin 1905).
- 82 Paul Schürhoff war ab der 4. Auflage von 1927 gemeinsam mit Ernst Gilg und Wilhelm Brandt Mitautor des o. a. Lehrbuchs der Pharmakognosie.
- 83 Ernst Gilg / Paul Norbert Schürhoff: Über die zur Herstellung der „Lukutate“ verwendeten indischen Früchte und ihren mikroskopischen Bau (Abschrift vom 15.12.1927), s. StAH Bl. 33–43. Die Veröffentlichung dieser Arbeit erfolgte dann in: Apotheker Zeitung 42 (1927), S. 1545–1547.
- 84 N. N.: Die indischen Früchte in Lukutate. In: Apotheker Zeitung 42 (1927), S. 1504.
- 85 Ernst Gilg / Paul Norbert Schürhoff: Nochmals die tropischen Früchte in Lukutate. In: Apotheker Zeitung 43 (1928), S. 387–389, hier S. 388 u. S. 389.
- 86 C[onstant] Griebel: Entgegnung auf die vorstehende Abhandlung „Nochmals die tropischen Früchte in Lukutate“. In: Apotheker Zeitung 43 (1928), S. 389–391, hier S. 390.
- 87 „Aus allen bisherigen chemischen Gutachten geht hervor, dass die Untersucher nicht alle in Lukutate enthaltenen Bestandteile mit Sicherheit feststellen konnten. Es geht deshalb zu weit, wenn die Behauptung aufgestellt wird, Lukutate sei nichts weiter als ein aus verschiedenen Drogen und Obstärten hergestelltes gelindes Abführmittel“, s. Wilhelm Hiller: Zur Aufklärung über Lukutate. Flugblatt datiert mit 15.10.1927 (StAH Bl. 15v).
- 88 Diese Aussage ist insofern zutreffend, als der große Durchbruch in der Vitaminfor-

schung im Sinne von Strukturaufklärung und Totalsynthesen 1927 erst unmittelbar bevorstand. Biologische Testsysteme zum Nachweis bestimmter Vitaminaktivitäten, wie z.B. die von Holst und Frölich 1907 erstmals beschriebenen grünfutterfrei ernährten Meerschweinchen mit skorbutähnlichen Symptomen, standen allerdings in Ansätzen bereits zur Verfügung, s. Wolf-Dieter Müller-Jahncke / Christoph Friedrich / Ulrich Meyer: Arzneimittelgeschichte. Stuttgart 2005, S. 80–87.

89 „Lukutate stand seit Monaten vor dem Forum der deutschen Wissenschaft. Die exakte Wissenschaft hat gesprochen und das Urteil ist gefällt; es heißt: Lukutate ist Wahrheit!“, s. Zeitungsinserat ohne Datum und Herkunftsangabe (DAM Bl. 39).

90 Vorgeblich hatte ein Professor Dr. Gewecke, der zuvor bereits als Propagator für Hillers Brotella in Erscheinung getreten war, in Lukutate ein neues Alkaloid entdeckt, s. G. F.: Die Lukutate-Frucht. In: Biologische Heilkunst 9 (1928), S. 722.

91 So behauptete Hiller, die indische Lukutatefrucht liefere „der Wissenschaft ein neues Vitamin, das wir Vitamin V nennen können, da es von den Professoren Gewecke und Lange als „Vitamin der Verjüngung“ bezeichnet wird.“ Im gleichen Inserat wird Lukutate zum „Radiumträger“ stilisiert, weil ja „die radioaktive Substanz sämtliche Organfermente und Drüsenhormone aktiviert“, s. Zeitungsinserat „Sich verjüngen mit Lukutate“, ohne Herkunftsangabe dat. 27.9.1927 (DAM Bl. 30).

92 Schwalbe [wie Anm. 66], S. 238.

93 Brief von A. Kerr an Arthur William Hill vom 19.9.1927. Royal Botanic Gardens, Kew: Archives: Directors' Correspondence 149/460-461.

94 StAH Bl. 24.

95 Schreiben der Firma Brückner, Lampe & Co. vom 21.11.1927, s. StAH Bl. 25.

96 Schmidt [wie Anm. 68], S. 176.

97 Gilg / Schürhoff [wie Anm. 83], S. 1545.

98 „Haeckel ist über 85 Jahre alt geworden, Wallace 92 Jahre. Beide haben viel Lukutate-Früchte gegessen. Ist das Zufall?“, s. Wilhelm Hiller: Zur Aufklärung über Lukutate. Flugblatt datiert 15.10.1927 (StAH Bl. 15v).

99 Deshalb ist auch heute in manchen Ländern wie Malaysia die Mitnahme von Duri in öffentlichen Verkehrsmitteln und in Hotels untersagt.

100 S. Ernst Haeckel: Aus Insulinde. Malayische Reisebriefe. Bonn 1901, S. 228f.: „Gleichzeitig aber verbreitet dieselbe edle Frucht einen höchst intensiven Geruch, der für mich, wie für viele andere Europäer, geradezu abschreckend ist: ein wunderbares Gemisch der Düfte von scharfen Zwiebeln, altem Käse, faulen Eiern und verdorbenem Fleische. ... Ich selbst habe mit dem berühmten Durian nur einen einzigen Versuch gemacht; dieser mißlang aber vollständig.“

101 S. Alfred Russel Wallace: The Malay archipelago. New York 1869, S. 85: „When brought into a house the smell is often so offensive that some persons can never bear to taste it. This was my own case when I first tried it in Malacca but in Borneo I found a ripe fruit on the ground and eating it out of doors I at once became a confirmed durion eater“.

102 Lee-Hoon Ho / Rajeev Bhat: Exploring the potential nutraceutical values of durian (Durio zibethus L.). Food Chemistry 168 (2015), S. 80–89, hier S. 86f.

103 Stellungnahme von Prof. Dr. Rabe vom 3.8.1927, s. StAH Bl. 18r.

104 Wilhelm Hiller: Zur Aufklärung über Lukutate. Ein offenes Wort an die deutschen Ärzte und Apotheker. Sonderdruck datiert 15.10.1927, s. StAH Bl. 15 (gleichlautend abgedruckt auch in Hamburgischer Correspondent vom 23.10.1927).

105 Ähnlich argumentiert Hiller auch in einem mit 24.2.1928 datierten Brief: „In Wirklichkeit hat Lukutate mit der Arzneiversorgung nicht das Geringste zu tun. Lukutate ist ein Erzeugnis aus indischen Früchten. Es enthält keinerlei Medikamente, Arzneimittel oder Chemikalien irgendwelcher Art. Es ist vollkommen ungiftig, unschädlich, allerdings mit großen heilenden, „verjüngenden“ Eigenschaften“, s. DAM Bl. 25.

106 „Lukutate hat so wenig mit Ihnen zu tun wie mit Maggi usw. und wird nicht an Ihre Abnehmerkreise verkauft. Ich beliefere kein Schokoladen- und Konfitürengeschäft, sondern arbeite nur mit der pharmaz. Branche, Drogerien, Apotheken.“, s. DAM Bl. 30.

107 Gesundheitsamt Hamburg: An den Hamburger Anzeiger. Brief vom 7.10.1927, s. StAH Bl. 13.

108 Wilhelm Hiller: An das staatliche Gesundheitsamt Hamburg. Brief vom 29.12.1927, s. StAH Bl. 27.

109 StAH Bl. 52.

110 Der Morgen. Wiener Morgenblatt vom 19.9.1927, S. 5.

111 S. Heinz Peickert: Geheimmittel im deutschen Arzneiverkehr. Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Pharmazie und zur Arzneispezialitätenfrage. Leipzig 1932, S. 160–169 und Christoph Friedrich / Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart (Geschichte der Pharmazie / R. Schmitz; 2). Eschborn 2005, S. 535–539.

112 N. N.: Betreffend „Lukutate“. In: Biologische Heilkunst 8 (1927), S. 837.

113 Erlass des Bundesministeriums für soziale Verwaltung betr. den Vertrieb von Lukutate vom 5. Dezember 1927, Zl. 57.444, Abt. 8/1927. Das Verbot in der Tschechoslowakei ließ bis Ende 1928 auf sich warten, s. Pilseener Tagblatt vom 18.12.1928, S. 2.

114 „§ 1. ... Arzneizubereitungen, für welche die Bereitungsvorschrift zur Einsicht der Ärzte in der Apotheke nicht vorliegt, oder für welche aus der vorgelegten Bereitungsvorschrift die Substanz des Arzneimittels nicht mit Bestimmtheit in qualitativer und quantitativer Hinsicht erkenntlich ist, dürfen überhaupt nicht, also auch nicht in Apotheken feilgehalten oder verkauft werden.“, s. Verordnung des Ministeriums des Innern und des Handels vom 17. September 1883, betreffend die Abgrenzung der Berechtigungen der Apotheken gegenüber den Materialwaarenhandlungen und den einschlägigen anderen Gewerben. Reichsgesetzblatt 1883, 46. Stk. Nr. 152.

115 Abs. 3 der Verordnung des Bundesministeriums für Finanzen im Einvernehmen mit dem Bundesministerium für soziale Verwaltung vom 22. Juni 1927, betreffend Änderungen der Einfuhrverbote für Arzneizubereitungen, Bundesgesetzblatt 1927, 53. Stk. Nr. 207.

116 Zu deren Schutzziel meint Weis: „Es erscheint im Interesse einer einwandfreien Arzneiversorgung geboten, die pharmazeutischen Spezialitäten möglichst lückenlos zu erfassen und irrational zusammengesetzte, nicht haltbare, zwecklose oder zu kostspielige Präparate auszuschalten“, s. Edmund Weis: Arzneispezialitäten in Österreich. Nach den amtlichen Quellen zusammengestellt. Wien 1930, S. 7.

117 § 14 Abs. 2. der Vollzugsanweisung des Staatsamtes für soziale Verwaltung vom 26. August 1920, betreffend die Erzeugung und den Vertrieb pharmazeutischer Spezialitäten, Staatsgesetzblatt 1920, 126. Stk. Nr. 420.

118 Die Einschränkungen der Spezialitätenordnung hinsichtlich Produktart (pharmazeutische Spezialität) und Vertriebsweg (Apothekenverkehr) hätten ev. als Schlupfloch diesen können, während die Bestimmungen der Abgrenzungsverordnung von 1883 jegliches Feilhalten und Verkaufen von Arzneizubereitungen unbekannter Zusammensetzung untersagte.

119 Erlass des Bundesministeriums für soziale Verwaltung betr. den Vertrieb von Lukutate vom 2. Januar 1928, wiedergegeben in (Deutsches) Reichsgesundheitsblatt Nr. 9 vom 29.2.1928, S. 149.

120 Apotheker Zeitung 42 (1927), S. 300.

121 Die Reichs-Flagge, Nr. 20 vom 24.5.1928, S. 1f.

122 DAM Bl. 14.

123 Vorarlberger Tagblatt vom 19.5.1928, S. 4.

124 Catalog of Copyright Entries. New series, Vol. 28 (1931), Part 1, books, Group 2 (pamphlets etc.), S. 1208.

125 „Lukutate – Juventude eterna“, s. Archivos Rio granadense de medicina (Porto Alegre) 6 (1927), Nr. 6/7 vom Juni 1927, S. 15 und „Emfim! O segredo do rejuvenescimento!“, In: Critica (Rio de Janeiro), Nr. 152 vom 12.5.1929, S. 1 des Inserateteils.

126 „Lukutate – dietetico unico para las glándulas“, In: ABC (Madrid) vom 12.9.1928, S. 39. Weitere Inserate erschienen z.B. in den Ausgaben vom 6.1.1931, S. 63 und vom 14.3.1931, S. 69.

127 Registrerings-Tidende Reg. 1928 Nr. 1149.

128 Journal of the American Medical Association 115 (1940), S. 550.

129 Dabei wurden auch ungeniert gefälschte Gutachten eingesetzt, s. Leserbrief: Unlautere Reklame in Amerika. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift 56 (1930), S. 1545.

130 Warren Times Mirror vom 24.8.1929, S. 6.

131 „Das Tollste was eingetreten ist, Kopf- und Barthaare haben einen hohen Prozentsatz ihrer Greisenfarbe verloren und nähern sich der Jugendfärbung. Ich fühle mich ge-

genwärtig wie ein 25–30jähriger“, s. Der Querschnitt 7 (1927) Heft 12, vor S. 895.

132 Um der ausufernden Geschäftemacherei mit sogenannten „Patentmedizinen“ Einhalt zu gebieten, richtete die American Medical Association bereits 1906 ein Propaganda Department ein, welches 1925 in Bureau of Investigation umbenannt wurde. Dieses fungierte auch als Anlaufstelle für Verleger und Juristen und veröffentlichte seine Erkenntnisse unter anderem regelmäßig im Journal of the American Medical Association, s. Arthur Cramp: The Work of the Bureau of Investigation. In: Law and Contemporary Problems 1 (1933/34), S. 51–54. Zur Geschichte des amerikanischen Kampfes gegen Schwindelpräparate s. Eric Boyle: Quack medicine. A history of health fraud in twentieth-century America. Santa Barbara (Calif.) 2013.

133 „The student of contemporary nostrum exploitation knows that many a panacea, after wearing out its welcome in the country of its origin, goes far afield seeking new victims,“ s. Bureau of Investigation: Another rejuvenating nostrum. In: Journal of the American Medical Association 94 (1930), S. 281f.

134 Official gazette of the United States Patent Office Vol. 392. Mar 1930.

135 Bureau of Investigation: Dur-Inda, or Luktate redivivus. In: Journal of the American Medical Association 98 (1932), S. 1493.

136 Journal of the Indiana State Medical Association 25 (1932), S. 291.

137 Bureau of Investigation [wie Anm. 135], S. 1493.

138 „Jugend kann man nicht borgen und nicht kaufen, das Leben unterliegt dem uralten Gesetz der Natur des Werdens und Vergehens. Nur die Dummen bleiben immer dieselben und die sind der beste Acker für gerissene Gauner.“, s. Die Reichs-Flagge, Nr. 20 vom 24.5.1928, S. 1f.

139 Gehe Codex der Bezeichnungen von Arzneimitteln, kosmetischen Präparaten & wichtigen technischen Produkten mit kurzen Bemerkungen über Zusammensetzung, Anwendung, Dosierung u. Hersteller. Hrsg. v. Gehe & Co. AG. Nachtrag 1 zur 4. Aufl. Dresden 1927, S. 106.

140 Hermann Thoms: Handbuch der wissenschaftlichen und praktischen Pharmazie. Band VI. Zweite Hälfte, 1. Tl. Berlin 1928, S. 1360.

141 Der Große Brockhaus – Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Aufl. Bd. 5. Leipzig 1930.

142 Otto Görner: Reklame und Volkskunde. Luktate (Möglichkeiten neuer Märchenforschung). In: Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde, 6 (1931), S. 109–127.

143 Dieses Gesetz über die Werbung auf dem Gebiet des Heilwesens wurde am 11.7.1965 bekanntgemacht (BGBl. I S. 604–607) und löste die mittlerweile als unwirksam erkannte Polizeiverordnung über die Werbung auf dem Gebiet des Heilwesens (Heilmittelwerbeverordnung) vom 29. September 1941 (RGBl. I S. 587–590) ab.

144 N. N.: Werbung Heilmittel. V3 gegen Übel. In: Der Spiegel Nr. 36 vom 2.9.1964, S. 28–34.

145 In Deutschland liegen die Apotheker noch vor den Ärzten auf Rang 4 der Liste der vertrauenswürdigen Berufe, europaweit rangieren sie an dritter Stelle, s. Gesellschaft für Konsum- und Absatzforschung (GfK): Trust in professions 2016 (<http://www.gfk-verein.org/compact/fokusthe-men/weltweites-ranking-vertrauenswuerdige-berufe> letzter Zugriff: 7.3.2018).

146 S. Scheer [wie Anm. 56], S. 176: „Was die Apotheker anbetrifft, ist ihr guter Ruf mehr wert als vorübergehende erhöhte Verdienstmöglichkeiten. Verlieren wir das uns entgegengebrachte Vertrauen, so sind wir ideell und wirtschaftlich erledigt.“.

147 Obwohl es noch nie so viel Möglichkeiten wie heute gab, Wissen zu erwerben und sich selbst zu bilden, ist man bedauerlicherweise geneigt, sich der Einschätzung anzuschließen, die vor 90 Jahren gegeben wurde: „Das Publikum, das Heilung für seine Beschwerden sucht, gehört allerdings zu neun Zehnteln nicht zu den denkenden Lesern, sondern zu den gläubigen Nachläufern geschwätziger Toren und listiger Betrüger.“, s. Norddeutsches Ärzteblatt vom 11.3.1928 1927 (StAH Bl. 51).

148 Christoph Wilhelm Hufeland: Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. Jena 1796. Spätere Ausgaben erschienen unter dem Titel „Makrobiotik oder Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“.

149 Ernst Feiherr von Feuchtersleben: Zur Diätetik der Seele. 6. Aufl. Wien 1850, S. 146.

Autor
Dr. Thomas K. Langebner
Ordensklinikum Linz GmbH
Barmherzige Schwestern
Seilerstätte 4
A-4010 Linz
thomas.langebner@ordensklinikum.at

Deutsches Apotheken-Museum im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21 / 2 58 80 · Fax: 0 62 21 / 18 17 62 · E-Mail: info@deutsches-apotheken-museum.de

Öffnungszeiten: 1. April bis 31. Oktober: Tägl. 10.00 – 18.00. Letzter Einlass um 17.40 Uhr
1. November bis 31. März: Tägl. 10.00 – 17.30. Letzter Einlass um 17.10 Uhr

Eintrittspreis: Regulär: € 7,00. Ermäßigt: € 4,00 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fasses.

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

Zum 100. Geburtstag von Rudolf Schmitz

Wolf-Dieter Müller-Jahncke und Christoph Friedrich | **Am 17. Februar 2018 jährte sich zum 100. Mal der Geburtstag von Rudolf Schmitz, der als einer der bedeutendsten Pharmaziehistoriker des 20. Jahrhunderts gelten kann. An ihn erinnert sein Werk „Geschichte der Pharmazie“, aber auch das von ihm in Marburg gegründete Institut für Geschichte der Pharmazie.**

Johann Rudolf Schmitz (1918–1992) wurde am 17. Februar 1918 im rheinischen Siegburg als erstes von zwei Kindern des Volksschullehrers Johann Schmitz (1890–1968) und dessen Ehefrau Anna, geborene Ballensiefen (1894–1967), geboren. Nach dem vorgezogenen Abitur im Jahre 1937 folgte der Arbeitsdienst, den Rudolf Schmitz in Berleburg ableistete, wo er seine spätere Frau Ursula, geborene Fuchs (1922–2012), kennenlernte. 1937 zum Wehrdienst eingezogen und der Flak-Artillerie zugeteilt, wurde er 1944 schließlich zum Hauptmann befördert. Während seiner Militärzeit erhielt er 1942 die Gelegenheit zur so genannten Fernimmatrikulation an der Universität Bonn, wo er Vorlesungen zur Geschichte hörte.

Pharmazie statt Philosophie

Nach der Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft wählte Schmitz den Apothekerberuf und absolvierte von 1945 bis 1947 die Praktikantenzeit in der Apotheke in Bicken (Lahn-Dill-Kreis), in der auch seine spätere Frau tätig war. Nach dem pharmazeutischen Vorexamen in Wiesbaden immatrikulierte er sich im Wintersemester 1947/48 in Marburg, wo er unter anderem bei Horst Böhme (1908–1996) und Hans Meerwein (1879–1965) studierte. Im Oktober 1950 schloss er das Pharmaziestudi-

um mit dem Staatsexamen ab. Danach begann Schmitz mit Untersuchungen zu einer chemisch-präparativen Dissertation unter Leitung von Horst Böhme, die er 1952 mit dem Dr. phil. abschloss. Bereits 1954 wandte sich Schmitz seinem eigentlichen Interessengebiet, der Pharmaziegeschichte, zu und habilitierte sich 1957 mit einer Studie über das Apothekenwesen der Stadt und des Kreises Wetzlar (1233–1900). Nach der Antrittsvorlesung zum Thema „Die moderne Bedeutung der Pharmaziegeschichte“ am 20. Juli 1957 widmete er sich in Marburg dem Aufbau dieses Faches. Dazu begründete er 1957 ein Seminar für Geschichte der Pharmazie und erhielt mit Unterstützung seines Lehrers Horst Böhme und der ABDA eine Stiftungsprofessur, aus der 1965 das Institut für Geschichte der Pharmazie hervorging. 1969 erfolgte der Umzug in das Haus am Roten Graben 10 in Marburg. Für die Weiterbildung der Apotheker und Naturwissenschaftler, die an diesem Institut promovierten, führte Schmitz ein Aufbaustudium ein, in dem die Doktoranden die historisch-kritischen Methoden erlernten. Dadurch erreichten die Dissertationen am Marburger Institut ein Niveau, das sich von den bis dahin entstandenen pharmaziehistorischen Arbeiten abhob. Insgesamt entstanden 124 Dissertationen unter der Leitung von Rudolf Schmitz, wobei die letzten Arbeiten nach seinem plötzlichen Tod unter seinem Nachfolger Fritz Krafft fertig gestellt wurden. Das Institut für Geschichte der Pharmazie erlangte bald eine internationale Ausstrahlung und die Dissertationen waren Vorbild für viele andere Fachvertreter. Zur Popularisierung seines Faches trug Rudolf Schmitz schließlich als brillanter und gesuchter Redner bei, wobei er immer auch auf methodische Fragen der Pharmaziehistoriographie großen Wert legte.

Das wissenschaftliche Werk

Das wissenschaftliche Werk von Rudolf Schmitz umfasst über 300 Arbeiten, darunter zahlreiche Bücher und ist vor allem durch eine große Vielfalt von Themen gekennzeichnet. Diese Breite resultiert aus Schmitz' Ideenreichtum und seinen Bestrebungen, dem neuen Universitätsfach Pharmaziegeschichte einen festen Platz im Kanon der wissenschaftlichen Pharmazie zu sichern.

Die Apothekengeschichte sah er stets im Kontext zur politischen, Sozial- und Rechtsgeschichte, sodass im Laufe der Zeit Studien seiner Doktoranden zur Geschichte des Apothekenwesens zahlreicher deutscher Kleinstaaten und größerer Städte entstanden, die, wenn auch nicht flächendeckend, doch einen Überblick über die Entwicklung von Nord- bis Süddeutschland bis zur Schweiz bieten. Daneben wurden Arbeiten zu Rats- und Krankenhausapotheken, zur Militärpharmazie sowie zum Arzneimittel- und Apothekenrecht in seiner ganzen Breite vorgelegt. Einen weiteren Schwerpunkt bildeten Biographien bedeutender Apotheker und Naturwissenschaftler sowie die Arzneimittelgeschichte, ein typisches Arbeitsgebiet der Pharmaziehistoriographie. Weitere Untersuchungen zur Wissenschaftsgeschichte der Pharmazie folgten, wie Schmitz' Monographie zur Entwicklung der deutschen pharmazeutisch-chemischen Hochschulinstitute. Den Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg galt Schmitz' besonderes Interesse wobei er sich nicht auf die Pharmazie beschränkte, sondern sich auch der Botanik- und Chemiegeschichte widmete. Er sah es als die Pflicht des Wissenschaftshistorikers an, insbesondere die Fächer der eigenen Alma Mater zu untersuchen und in den Kontext der Universitätsgeschichte zu stellen. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch einen brillanten Stil aus und können auch heute noch pharmaziehistorisch interessierte Leser begeistern.

Es blieb nicht aus, dass Schmitz wegen seiner pharmaziegeschichtlichen und

wissenschaftshistorischen Leistungen national wie international geehrt wurde und er nahm diese Ehrungen gerne entgegen, zeigten sie ihm doch, dass er mit seinem Instituts-Konzept hatte überzeugen können. Um die bisweilen eingleisige Beschäftigung mit der Pharmaziegeschichte zu umgehen und auch den Blick für andere Fragestellungen zu öffnen, war Rudolf Schmitz nach Empfehlung bereits früh in den Rotary-Club Dillenburg eingetreten, dem er stets treu verbunden blieb. Auch in der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“ sowie der „Kommission für Humanismusforschung“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) wirkte Schmitz gemäß seinen philologisch-philosophischen Interessen aktiv mit. Durch seine indonesischen Doktoranden ermuntert, kam es zu Kontakten mit der Republik Indonesien, die ihm den Auftrag erteilte, die wissenschaftliche Pharmazie des Landes aufzubauen. Diese erfolgreiche Wissenschaftsförderung ehrte die

Bundesrepublik Deutschland mit zwei Stufen des Bundesverdienstkreuzes.

Der Emeritus

Nach seiner Emeritierung widmete sich Schmitz nicht nur der weiteren Betreuung seiner Doktoranden, sondern nahm ein großes Handbuch zur Geschichte der Pharmazie in Angriff. Da er plötzlich inmitten der Arbeiten für den ersten Band, der den Zeitraum von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters umfasste, verstarb, musste dieser Band von seinem Mitarbeiter Franz-Josef Kuhlen, unterstützt von seiner Lektorin Evemarie Wolf fertig gestellt werden und erschien 1998; den zweiten Band legten Wolf-Dieter Müller-Jahncke und Christoph Friedrich 2005 vor. So erinnert dieses zweibändige Werk an das Leben und Wirken des bedeutenden Pharmaziehistorikers Rudolf Schmitz, dessen Handeln der Maxime “suaviter in modo, fortiter in re” entsprach.

Anschrift der Autoren:
Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke
Hermann-Schelenz-Institut für Kulturgeschichte
Postalisch: Lindenstr. 11, 57548 Kirchen/Sieg
mueja@online.de
Prof. Dr. Christoph Friedrich
Institut für Geschichte der Pharmazie
Roter Graben 10
35037 Marburg
ch.friedrich@staff.uni-marburg.de

AKADEMISCHE NACHRICHTEN

Frankfurt a. M.

Im Fachbereich Biochemie, Chemie und Pharmazie der Goethe-Universität Frankfurt wurde promoviert:

Apothekerin **Susanne Alt** (geb. Odenweller) mit der Arbeit „Quantensprung oder Mee-too – Arzneimittelinnovationen im 20. Jahrhundert“. Die Arbeit stand unter Leitung von Prof. Dr. Axel Helmstädter und Prof. Dr. Manfred Schubert-Zsilavecz.

Auf Visite in Deutschlands Museen für Medizin und Pharmazie



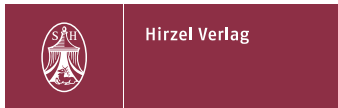
Band 1 umfasst folgende Bundesländer:
Berlin | Brandenburg | Bremen | Hamburg | Mecklenburg-Vorpommern | Niedersachsen | Nordrhein-Westfalen | Sachsen | Sachsen-Anhalt | Schleswig-Holstein



Band 2 umfasst folgende Bundesländer:
Baden-Württemberg | Bayern | Hessen | Rheinland-Pfalz | Saarland | Thüringen

Eckart Roloff / Karin Henke-Wendt
Besuchen Sie Ihren Arzt oder Apotheker
Eine Tour durch Deutschlands Museen für Medizin und Pharmazie
2015. 2 Bände, jeweils ca. 260 Seiten, zahlreiche farbige Abbildungen. Kartoniert
Band 1: Norddeutschland.
ISBN: 978-3-7776-2510-2
Band 2: Süddeutschland.
ISBN: 978-3-7776-2511-9
€ 29,90 [D] pro Band
Set (Bd. 1 und 2). ISBN: 978-3-7776-2509-6
Beide Bände gemeinsam: € 49,- [D]

Darauf kann man fast wetten: Dass die meisten Menschen schon etwas vom Deutschen Hygiene-Museum in Dresden gehört haben und auch vom Deutschen Apothekenmuseum in Heidelberg. Doch wie ist es mit all den anderen Sammlungen zu den grundlegenden Themen Medizin und Pharmazie? Über deren Vielzahl staunen selbst die Experten: In Deutschland gibt es dazu fast 170 Museen! Nun werden sie erstmals geschlossen präsentiert.



S. HIRZEL Verlag
Birkenwaldstrasse 44 | 70191 Stuttgart
Tel 0711 2582 -341 | Fax 0711 2582 -390
www.hirzel.de

Alle Preise verstehen sich inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Die Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale in Höhe von € 7,95 pro Versandstück.
<https://doi.org/10.24355/dobs.084-201806251215-0>

Neue Mitglieder 2016

Herr Hans Gerhard Christoph, Geslau
Herr Florian Eidam, Frankfurt am Main
Frau Kathrin Würfl, Erding
Frau Marlies Lammers, Münster
Frau Julia Schlischewski, Bad Homburg

Frau Noosha Riazzy-Haßfeld, Schauenburg
Frau Gundula Zoubek, Frankfurt am Main
Herr Manuel Busching, Ebergötzen
Frau U. Friederike Jungherr, Cremlingen
Herr Dr. Oliver Haupt, Bonn
Frau Martha Stadler-Kunze, Marburg

Herr Frédéric Gun, Marburg
Herr Wolfgang Pfeil, Bonn
Frau Dr. Andrea Schunk, Mosbach
Herr Relep Ünver, Diez
Frau Ines Winterhagen, Esslingen
Frau Anne-Catherine Reichel, Darmstadt

JAHRESREGISTER 2017

Themen

Apothekengeschichte 1–9, 66–74
Behring, Emil von (1854–1917) 18–22
Brackenheim, Stadt-Apotheke 66–74
DDR Pharmazie 10–17
Dubrovnik, Apotheke der Minderen Brüder 1–9
Jünger, Ernst (1895–1998) 25–43
Jünger, Ernst Georg (1868–1943) 25–43
Schmidt, Alfred (1867–1931) 44–48
Verbandstoffe 53–65

Sonstiges

Kongress, Warschau 75–76

Autoren

Enke, Ulrike 18–22
Fürtig, Werner 10–17
Graepel, Peter Hartwig 44–48
Grothusheitkamp, Kerstin 75–76
Haars, Maximilian 75–76
Lang, Ursula 53–65
Mendel, Andreas Martin 66–74
Müller-Jahncke, Wolf-Dieter 25–43

Retzar, Ariane 75–76
Ziegler, Andreas S. 1–9

Persönliches

Friedrich, Christoph 49
Leibrock, Ellen 23
Torud, Yngve 23
Würz, Hildegard 49

Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte in Heidelberg e.V., Zwingerstraße 14 – 16, 69117 Heidelberg (Korres-

pondenzadresse: Lindenstr. 11, D-57548 Kirchen/Sieg), unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph Friedrich, Marburg, und Prof. Dr. Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg

Redaktionsbeirat:
Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Marburg;
Dr. P. H. Graepel, Gladenbach; Prof. Dr. P. Dilg, Regensburg; Dr. L. Leibrock-Plehn, Brackenheim; Dr. F. Vongehr, Marburg;
Prof. Dr. U. Meyer, Berlin; Prof. Dr. Michael Mönnich, Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 49,- (zzgl. 13,80 Euro Versandkosten Inland). Einzelheft Euro 16,- (versandkostenfrei). Alle Preise inkl. MwSt.
Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2018 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X

Gesundheit und Krankheit zur Zeit der Romantik

Bettine von Arnim und die Gesundheit

Medizin, Krankheit und Familie im 19. Jahrhundert

Von Prof. Dr. Martin Dinges

2018. 475 Seiten. 15 Abbildungen. Gebunden.

€ 34,- [D]

ISBN 978-3-515-11945-0

E-Book: PDF. € 34,- [D]

ISBN 978-3-515-11947-4



Was lernten eine Bürgerstochter oder ein junger Adeliger um 1800 über Körper, Gesundheit und Krankheit? Welche Rolle spielten dabei die Familie, die Schule und die Medien? Wie wichtig war ihnen überhaupt Gesundheit? Hielten sie die Stadtluft für schädlich, die Landluft für gesundheitsförderlich? Hielten sie eine „gesunde Ernährung“ für wichtig? Welche Hausmittel kannten Frauen, aber auch Männer? Wie halfen sie sich im Krankheitsfall selbst? Wie gingen sie später als Eltern mit den Krankheiten der Kinder um? Förderten sie Bewegung und Abhärtung? Was hielten sie von Impfungen, den unterschiedlichen Therapien, den Arzneien und ihren Preisen? Wie entschieden sie zwischen konkurrierenden Angeboten wie der Schulmedizin und der Homöopathie?

Die vielen Briefe, die die Schriftsteller Bettine und Achim von Arnim hinterlassen haben, geben Antworten auf diese Fragen. Auf ihrer Grundlage legt Martin Dinges mit diesem Band die Gesundheitsgeschichte einer Familie des 19. Jahrhunderts vor. Er untersucht darüber hinaus Bettines öffentliches Engagement für die Gesundheitsversorgung der Unterschichten sowie für den medizinischen Pluralismus im Vormärz und analysiert, wie sie ihr „medizinisches Erbe“ innerhalb der Familie weitergab – und ob die nächste Generation es annahm.



Franz Steiner
Verlag

Franz Steiner Verlag

Birkenwaldstraße 44 | 70191 Stuttgart

Telefon 0711 2582 341 | Telefax 0711 2582 390

www.steiner-verlag.de

Alle Preise inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zzgl. Versandkostenpauschale von € 7,95 pro Versandstück.

<https://doi.org/10.24355/dbbs.084-201806251215-0>

Alkaloide, Amphetamine, Anabolika & Co.

Dopingmittel

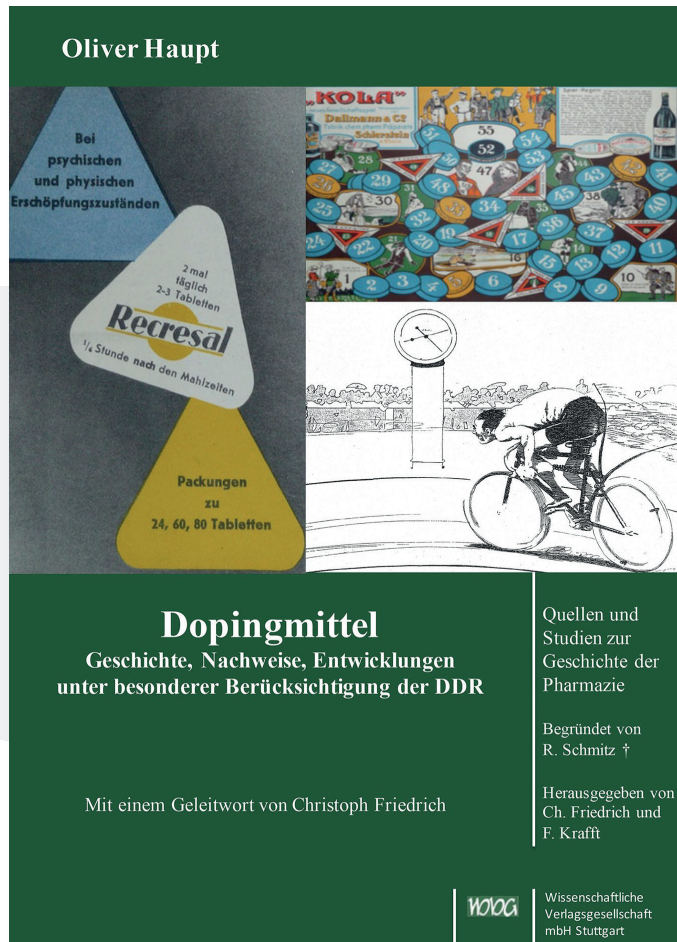
Geschichte, Nachweise, Entwicklungen
unter besonderer Berücksichtigung der DDR

Von Oliver Haupt

2018. 558 Seiten. 37 Abbildungen. *Quellen und
Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 114.*
Kartonierte.

€ 24,95 [D]

ISBN 978-3-8047-3805-8



Die Studie untersucht erstmalig aus pharmaziehistorischer Sicht das Thema Doping, wobei vor allem Herstellung, Entwicklung und Anwendung von Arzneistoffen, die als Dopingmittel genutzt wurden, sowie die Geschichte seit Ende des 19. Jahrhunderts behandelt werden. Im Mittelpunkt stehen Alkaloide, Amphetamine und anabole Steroide (Anabolika). In den 1950er-Jahren entstanden erste Anti-Dopingregulierungen sowie Nachweismethoden, die im historischen Kontext analysiert werden. Einen Schwerpunkt der Studie bildet die Anwendung anaboler Steroide im DDR-Sport. Schließlich wird auch die Einführung erster Erythropoetin (EPO)-Präparate seit Ende der 1980er-Jahre, mit denen ein neues „Doping-Zeitalter“ begann, in den Blick genommen.

WVG

Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Birkenwaldstraße 44 | 70191 Stuttgart

Telefon 0711 2582 341 | Telefax 0711 2582 390

www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de